

GEISTERJÄGER JOHN SINCLAIR



Blutige Rosen

**Die große Horror-Serie
von Jason Dark**

**BASTEI
LÜBBE**



Blutige Rosen

John Sinclair Taschenbuch Nr. 16

von Jason Dark

erschienen am 13.07.1982

Titelbild von Vicente Ballestar

Bastei Verlag

Blutige Rosen

Jede Frau freut sich, wenn man ihr Rosen schenkt. Jane Collins fühlte sich nicht anders, als ein Bote ihr den Strauß gelber Rosen überbrachte. Im Strauß steckte eine Grußkarte.

»Von einem unbekanntem Verehrer«, las Jane. Sie war entzückt. Bis die Rosen blutige Tränen weinten und Jane klar wurde, dass der unbekannte Verehrer nur der Teufel sein konnte...

Als der Türgong anschlug, trug Jane Collins nur ihren schwarzen Rock. Die schockrote Seidenbluse lag noch auf der Tüte. Jane hatte sie überstreifen wollen, wurde aber durch den Gong gestört. Eigentlich erwartete die blondhaarige Privatdetektivin keinen Besuch, und sie wusste auch nicht, wer an diesem Abend zu ihr wollte. Jedenfalls war sie nicht verabredet.

Beim zweiten Gong streifte sie die neue Bluse über und knöpfte sie auf dem Weg zur Tür zu.

Sie spinkte durch den Spion. Manche Leute sehen rot, doch Jane Collins sah nur gelb. Gelbe Blumen, Rosen, um genauer zu sein. Teerosen, wie der Fachmann sagt. Der Strauß war so groß, dass Jane den Mann, der ihn in der Hand hielt, nicht erkannte. Der Kopf verschwand hinter der gelben Pracht.

Viele Frauen hätten die Tür aufgerissen und sich die Rosen geschnappt. Jane war da vorsichtiger. Ihr Beruf hatte sie so werden lassen. Sie wartete ab. Hinter dem Rosenstrauß konnte ein Mann stehen, der eine schussbereite Waffe in der Hand hielt, denn Jane war einigen Ganoven der Londoner Unterwelt kräftig auf die Zehen getreten. Sie öffnete die Tür so weit, bis sie von der Sicherheitskette gehalten wurde.

Eine noch junge Stimme fragte: »Sind Sie Miss Collins?« Gleichzeitig drückte der Mann den Rosenstrauß zur Seite, so dass sein sommersprossiges Gesicht zu sehen war, das allmählich rot wurde, je länger er die Detektivin anblickte.

Jane zauberte ein Lächeln auf ihre Lippen. »Das bin ich.«

»Dann... dann ähm... soll ich den Strauß hier für Sie abgeben.«

»Wirklich für mich?«

»Ja, Miss.«

»Moment.« Jane schloss die Tür wieder und holte ihre Geldbörse, um dem Boten einen kleinen Obolus in die Hand zu drücken. Dafür bekam sie den Strauß.

Der Bote deutete sogar noch eine linkische Verbeugung an, bevor er mit hochrotem Kopf abzog.

Janes Augen strahlten. Herrlich, diese Blumen. Es waren mindestens 25 Rosen, und jede Blüte leuchtete in einem satten Gelb, wie sie es selten gesehen hatte.

Jane war in der Diele stehen geblieben, brachte die Blüten näher an ihre Nase und sog den Duft ein. Er war herrlich. Regelrecht betäubend. Jane konnte sich nicht erinnern, dass Rosen so intensiv geduftet hatten. Wirklich wundervoll. Wer mochte ihr die geschickt haben? Sie dachte darüber nach, als sie in den Wohnraum ging und auch Ausschau nach einer entsprechenden Vase hielt. Es kamen einige Männer in Frage. Vielleicht ein Klient, der mit ihrer Arbeit besonders zufrieden gewesen war. Oder John Sinclair? Auch das war möglich, obwohl man ihn nicht als Rosenkavalier bezeichnen konnte. John hatte zu viele andere Dinge im Kopf. Als sie die Rosen ablegte, sah sie die kleine Karte. Sie steckte zwischen den Stielen, war in Grün gehalten und hatte sich deshalb kaum farblich abgehoben. Mit spitzen Fingern zog sie Jane Collins hervor.

»Von einem unbekanntem Verehrer«, las sie halblaut. Jetzt war sie ebenso schlau wie zuvor. Schade, dass der Verehrer keinen Namen auf die Karte geschrieben hatte.

»Dann eben nicht, mein Lieber«, sagte die Detektivin und lief in die Küche, wo sie auch Vasen stehen hatte. Sie nahm die größte hervor, die sie nicht einmal senkrecht in den Schrank stellen konnte, sondern gelegt hatte.

Mit der Vase ging sie zurück. Ein altes Erbstück ihrer Großmutter. Noch echtes Kristallglas. Die Vase zeigte die Form eines Kelches, der nach oben hin ein wenig auseinander lief. Jane musste die Blumen teilen und sie fast einzeln in drei Vasen stecken, denn alle auf einmal passten nicht durch die Öffnung.

Vorsichtig hob sie die Vase an und stellte sie auf den runden

Esstisch. Hier sollten die Blumen ihren Platz bekommen.

Jane Collins trat zwei Schritte zurück, um sich den Strauß noch einmal anzusehen. Wirklich prächtig sah er aus. Einfach ein Gedicht. Ein toller Gruß. Nur - wer hatte ihn geschickt? Diese Frage wollte Jane Collins nicht aus dem Kopf.

Sollte John Sinclair vielleicht doch...?

Sie hob die Schultern, ging zum Barschrank, wo der trockene Martini stand und das Eis in einer Kühlbox lag. Sie ließ Vierecke in das Glas rutschen und goss Martini darüber. Dann trank sie. Kalt und bitter rann es über ihre Zunge. Jane kaute den Martini regelrecht, während sie den Rosenstrauß keinen Augenblick aus dem Blickfeld ließ.

Er machte sich gut auf dem runden Tisch. Die Knospen waren voll erblüht. Da Jane wusste, wie teuer Rosen um diese Jahreszeit waren, hatte sich der Käufer den Strauß einiges kosten lassen. Aber wer war der Verehrer?

Jane hob die Schultern und leerte ihr Glas. Sie war nicht umsonst Detektivin, und sie würde es herausbekommen, das nahm sie sich fest vor. Jane Collins setzte ihr Glas ab. Es war leer. Bevor sie es in die Küche brachte, schaute sie den Strauß noch einmal an. Langsam wurden ihre Augen groß. Der Schrecken stahl sich nur allmählich in ihren Blick und malte sich auch auf dem Gesicht ab. Was sie da entdeckt hatte, war ungeheuerlich. Eine schaurige Provokation, ein Bild des Schreckens.

Zögernd trat sie einige Schritte vor. Sie wollte genau sehen, ob sie sich nicht getäuscht hatte. Nein, das Bild blieb. Durch die Nähe war es nur noch klarer und intensiver geworden.

Einer Täuschung war Jane Collins nicht erlegen. Aus den gelben Rosen lief eine dunkelrote Flüssigkeit. Blut!

Blutige Rosen!

Jane Collins erschauerte. Eine kalte Hand schien über ihren

Rücken zu streichen. Sie bekam eine Gänsehaut, aber sie schrie und tobte nicht, sie verhielt sich völlig ruhig.

Zu ruhig eigentlich...

Bis Jane das Zittern merkte. Es erfasste ihren gesamten Körper, und den Grund dafür konnte sie sich nur dadurch erklären, dass sie von einem Extrem ins andere gerissen worden war. Erst die prächtigen gelben Rosen und dann das Blut dazwischen.

Ein grauenhafter Kontrast, den sich nur ein dämonisches pervertiertes Gehirn ausdenken konnte.

Der Teufel ist dein Verehrer! So zuckte der Gedankenblitz in Janes Kopf auf. Es kann nur der Teufel sein, der solche Geschenke verteilt. Immer mehr Blut drang aus den Rosen. Als würde eine Pumpe es durch die Stiele in die Blüten drücken, die das Blut nicht fassen konnten und deshalb überliefen.

Jane Collins hatte schon einiges hinter sich. Sie war in Situationen gewesen, wo andere verzweifelt hätten und Jane auch schon mit dem Leben abgeschlossen hatte, im letzten Augenblick jedoch gerettet worden war. Allerdings hatte sie sich in diese Situationen, die bei manchen Fällen oft zwangsläufig kamen, besser hineindenken können, aber hier traf sie der Schock unvorbereitet.

Deshalb ihr Entsetzen.

Jane Collins war so durcheinander, dass sie überhaupt nicht wusste, was sie tun sollte. Sie stand nur da und starrte auf den so grausam veränderten Rosenstrauß.

Die Karte lag daneben. Ein Gruß von einem unbekanntem Verehrer. Der Name war nicht dazugeschrieben worden. Aus gutem Grund, wie Jane jetzt wusste.

Wie verloren wirkte die Karte neben dem Strauß. Janes Blick schweifte über sie, und abermals wurden ihre Augen groß, denn auch auf der Karte hatte sich etwas verändert.

Die von den Rosenblüten fallenden Blutstropfen waren nicht nur auf

die Tischdecke getropft, wo sie breite Flecken hinterließen, sondern auch auf die Karte. Und hier geschah etwas Gespenstisches. Als würde ein unsichtbarer Federhalter in das Blut eintauchen, so veränderte sich der Tropfen und wurde zu einer Schrift.

Ein Name entstand. Der Absender des Straußes.

Obwohl es Jane schwer fiel, trat sie noch näher an den Tisch heran. Sie wollte es wissen, wollte den Namen lesen und hoffte, dass sich ihr Verdacht bestätigte.

Nicht der Teufel hatte die Blumen geschickt, sondern ein anderer, der ihm kaum nachstand, was das Böse betraf.

Es war Gordon Schreiber!

Tief holte Jane Collins Luft. Sie sah die ausgeschriebenen Buchstaben, die den Namen bildeten, und in ihrem Kopf formierten sich die Gedanken. Sie wurden zu einem Bild zusammengefasst, das vor dem geistigen Auge der Detektivin erschien.

Ein großer, dunkelhaariger Mann, ein Erfolgstyp, der Besitzer einer Burg in der Schweiz, in deren Gewölben Hexenfeste gefeiert wurden. Grausame Parties, und Jane war in den Trubel mit hineingeraten. Sie konnte nur mit schweren Verletzungen gerettet werden.[\[1\]](#) Das Bild verschwand. Dafür erschien ein anderes. London. Eine Hexe namens Wikka, die Königin aller Hexen auf der Erde. Grausam, dem Satan ergeben und mit einer Schlange zu vergleichen, denn Schlangen waren es, die sie liebte. Wikka und Gordon Schreiber hatten sich gefunden und in London einen Hexenzirkel ins Leben gerufen. Sie gingen ungemein brutal vor, auch Jane geriet in ihre Klauen, wurde auf einem alten Boot gefangengehalten, und als wäre es erst gestern gewesen, so sah Jane die brennenden Flöße über die Themse treiben und hörte die Schreie der Verurteilten.[\[2\]](#)

Es war eine schreckliche Nacht gewesen. Hexenwahn in London. Mit geballter Kraft hatten die Geisterjäger gegen den mächtigen

Feind gekämpft, ihn jedoch nicht besiegen können, denn Wikka und auch Gordon Schreiber entkamen.

Es war klar, dass sie nicht irgendwohin geflohen waren. Nein, sie warteten im Verborgenen und lauerten auf ihre erneute Chance. Typen wie sie gaben nicht auf. Nun schien die Chance gekommen zu sein. Jane Collins nickte, als wollte sie sich selbst bestätigen. Sie nickte allerdings auch aus einem anderen Grund, denn in diesem Augenblick hatte sie sich entschlossen, jemand anzurufen.

John Sinclair, den Geisterjäger!

Mit Glück hatte ich noch einen Parkplatz gefunden, verließ den Wagen und schloss ihn ab. Es war noch immer winterlich. Obwohl wir bereits Anfang März zählten, spürte man noch keinen Hauch von Frühling. London lag noch immer im Winterschlaf. Allerdings waren die Temperaturen über den Gefrierpunkt geklettert. Am Nachmittag hatte es geregnet, jetzt hing grauer Dunst zwischen den Häusern und lag auch über den Straßen. Ich hängte meinen Mantel über die Schultern und stellte den Kragen hoch. Eigentlich hatte ich gar nicht mehr vorgehabt, an diesem Abend noch rauszufahren, aber Jane Collins' Stimme hatte irgendwie verzweifelt geklungen. Sie sprach von blutigen Rosen, die ihr jemand geschenkt hatte.

Viele Menschen hätten darüber vielleicht gelacht, ich nicht. Zuviel war mir in meiner Laufbahn als Geisterjäger schon passiert. Ich wusste mehr als andere, mir war bekannt, dass es Wesen gab, die so grausam reagierten, dass sich der menschliche Verstand oft weigerte, dies zu akzeptieren. Es gab wirklich eine Hölle, aber nicht nur sie allein, die man aus der Bibel oder alten Schriften her kannte, nein, die Sachlage war viel komplizierter. Mehrere Höllen existierten, wie viele es genau waren, wusste ich nicht, weil jede Mythologie und jedes Volk eine eigene Hölle besaß, und in jeder Hölle regierte ein oberster Herrscher über zahlreiche Dämonenheere.

Es gab allerdings einen, der über allem stand. Und er verkörperte das absolut Böse. Luzifer war der Kaiser aller Höllen. Ob ich ihn jemals zu Gesicht bekam und ob ich es dann überleben würde, das war die große Frage. Deshalb konnte mir Luzifer in gewissem Sinne auch gestohlen bleiben, ich hatte mit den anderen Höllenherrschern genug zu tun. Zum Beispiel mit Asmodis, der von der christlichen Religion als der Teufel angesehen wurde. Er hatte mir verdammt viel Ärger bereitet, und er fand unter den Menschen immer wieder Diener, die ihm huldigten. Allerdings gab es auch Wesen, die ihn bekämpften, zum Beispiel Dr. Tod, der Mensch-Dämon. Er hatte es geschafft, Asmodina, die Tochter des Teufels, zu vernichten, wobei er und seine Mordliga auch Verluste einstecken mussten. Da hatte sich etwas angebahnt, das ich, wenn ich ehrlich sein sollte, nicht ungern sah. Dämonen bekämpften sich gegenseitig, meine Freunde und ich konnten die lachenden Dritten sein. Jetzt hatte die andere Seite wieder zugeschlagen. Gegen Jane Collins, die Privatdetektivin. Es stand längst nicht fest, dass sie mich treffen wollten, auch Jane war eine Person, die bei der anderen Seite nicht gerade in gutem Licht stand. Sie hatte oft genug mit mir zusammen gekämpft. Gründe für Anschläge auf die Detektivin gab es genug. Diese Gedanken gingen mir durch den Kopf, als ich Janes Haus ansteuerte. Natürlich gehörte es nicht ihr. Jane wohnte in einem hohen Haus, genau wie ich. Es war eine richtige Junggesellenbude. Das Hochhaus erinnerte mich immer an eine moderne Bienenwabe. Wenn ich an der Front hochschaute, sah ich zahlreiche Fenster, hinter denen Licht schimmerte. Die Fassade kam mir vor wie das Bild eines modernen Graphikers. Das große Klingelbrett war außen angebracht. Ich war schon zu oft hier gewesen, um erst lange zu suchen. Zielsicher fand mein Finger den richtigen Knopf, und ich drückte.

Jane musste an der Tür gewartet haben, denn sofort vernahm ich aus den Lautsprecherrillen das Knacken und dann ihre Stimme.

»Ich bin's«, sagte ich nur. »John, Gott sei Dank. Ich drücke auf.«

Als das Summen ertönte, stieß ich die Tür nach innen. Der Portier sah mich und nickte. Wenn einer der Mieter freiwillig öffnete, war für ihn die Sache gelaufen.

Fast lautlos brachte mich der Lift hoch. Als ich ausstieg, hatte es Jane nicht mehr in der Wohnung ausgehalten, sie stand im Flur und schaute mir entgegen.

Sie sah blass aus, der Schock musste ihr noch in den Knochen stecken.

»John, ich bin so froh«, sagte sie und fiel mir in die Arme. Ich strich über ihr Haar. Meine linke Hand lag dabei an ihrem Rücken. Ich merkte, wie sie zitterte.

Wir gingen in den Wohnraum.

Die Rosen fielen mir sofort auf. Sie standen in einer Glasvase auf dem runden Esstisch. Darüber brannte die Lampe, und sie streute ihr Licht auf die Blütenpracht.

Allerdings auf eine makabre Pracht. Denn zwischen den gelben Blüten sah ich das Blut.

Auch ich war nicht gerade angenehm überrascht. Die dicken, roten Tropfen hatten sich nicht nur auf den grünen Blättern verteilt oder waren wie Sirup an den Stielen nach unten gelaufen, sondern lagen auch auf der weißen Decke, wo sie zu Flecken zerlaufen waren. Ich traute mich nicht, die Blüten anzufassen, sondern blieb vor dem Tisch stehen und schaute mir den Strauß an. Es war verständlich, dass Jane einen Schock bekommen hatte, denn diesen makabren Gruß hätte wohl kaum jemand verkräftet.

»Ob das Blut echt ist?« flüsterte Jane. Sie stand neben mir und hatte eine Hand auf meine Hüfte gelegt.

»Ich weiß nicht.«

»Du könntest den Strauß mitnehmen und ihn untersuchen lassen«, schlug die Detektivin vor.

Ich nickte. »Ja, das werde ich machen.« Dann drehte ich mich zu ihr um.

»Sag mal, kannst du dir denken, wer dir so etwas geschenkt haben könnte?«

Für einen Moment schaute Jane mich an. Dann öffnete sie den Mund, und ein Satz drang über ihre Lippen. »Meine Güte, John, bin ich dumm.«

»Wieso?«

»Ich weiß doch, wer ihn mir geschickt hat.«

»Wirklich?«

Jane nickte. »Moment.« Sie machte kehrt und nahm vom Wohnzimmertisch eine Karte auf. Bevor ich sie genau sah, erkannte ich bereits die rote Schrift. »Mit Blut geschrieben«, sagte Jane und schüttelte sich, als hätte sie jemand mit Wasser übergossen.

Ich nahm die Karte entgegen. Ein Name stach mir ins Auge. Deutlich und klar stand er dort zu lesen. Gordon Schreiber.

Wahrscheinlich sind mir ähnliche Gedanken durch den Kopf geschossen wie zuvor Jane Collins, als sie den Namen las. Gordon Schreiber war ein starker Gegner, und nicht nur er, auch Wikka, die Königin aller Hexen, gehörte zu ihm. Die beiden dienten Asmodis, und sie hatten uns bereits viel Ärger bereitet.

»Was sagst du dazu?« fragte Jane.

Ich hob die Schultern. »An und für sich ist es keine Überraschung. Beide sind damals entkommen. Dass sie aufgegeben haben, konnte ich mir sowieso nicht vorstellen.«

»Aber was bezwecken sie mit den Rosen?«

»Keine Ahnung. Vielleicht eine Warnung.«

»Nur für uns?«

Ich schaute Jane schräg an und verengte die Augen. Ja, ich konnte ihren Gedankengängen folgen und erwiderte: »Du meinst also, dass nicht nur wir die Rosen geschenkt bekommen haben.«

»Es wäre möglich.«

»Die Frage ist, wie man herausfinden soll, wer alles noch einen Strauß hat. Du weißt nicht zufällig den Namen des Überbringers?«

»Nein, John. Ich war viel zu überrascht, als der junge Mann plötzlich vor mir stand.«

»Ja, das ist verständlich. Die Spur verläuft ins Nichts. Wo wir hingreifen, fassen wir ins Leere.«

»Ein Mordanschlag ist es wohl nicht«, sagte die Detektivin. »Es ist zwar schaurig, wenn Blut aus den gelben Rosen quillt, aber davon stirbt man nicht.«

»Nein, davon nicht«, murmelte ich.

»Du sagst das so komisch, John.«

»Vielleicht haben die Rosen noch eine andere Bedeutung. Wer kann das wissen?«

»Meinst du, sie wären gefährlich?«

»Möglich. Auf jeden Fall darf der Strauß nicht hier stehen bleiben. Ich werde ihn mitnehmen und untersuchen lassen.«

»Soll ich dich begleiten?«

»Nicht nötig, Jane. Ich gebe dir Bescheid, wenn etwas dabei herausgekommen ist.«

»Aber sofort.«

»Sicher, das verspreche ich.«

Jane holte Papier aus der Küche, in das ich die Rosen einwickeln konnte. Ich wollte so wenig Blut wie möglich an meine Hände bekommen und drehte erst das Papier um die Stiele. Auch das Wasser in der Vase hatte einen rosigen Schimmer bekommen. Das Blut hatte sich nicht gelöst, sondern schwebte förmlich im Wasser.

»Sei nur vorsichtig«, warnte die Detektivin, als ich, bepackt mit dem makabren Rosenstrauch, das Zimmer verließ.

»Klar«, gab ich lächelnd zurück. »Sie sind ja hoffentlich ausgeblutet.«

»Über den Scherz kann ich nicht lachen.«

Ich hauchte Jane noch einen Kuss auf die Wange und verließ ihre Wohnung. Als Rosenkavalier eignete ich mich wirklich nicht. Ich kam mir direkt komisch vor. Da ich den Liftknopf nicht sofort fand, musste ich erst mit der Hand an der Leiste entlang tasten, bis ich ihn unter meinem Zeigefinger spürte.

Die Tür schwang auf, und ich betrat einen leeren Lift. Unangefochten erreichte ich das Erdgeschoss, wo ich den Strauß schräg hielt, damit ich an ihm vorbeischaun konnte.

Der Nachtportier wunderte sich. »Holen Sie die Blumen wieder ab, die Sie der Dame Ihres Herzens geschenkt haben?« fragte er und streckte dabei seinen Kopf aus dem Kasten.

Ich nickte. »Ja, leider. Aber ich habe die Rosen ihr nicht gebracht, wenn Sie das meinen.«

»Das weiß ich.«

»Oh, Sie kennen den Kavalier?«

»Nein, nie gesehen. Ich habe mich nur gewundert. So einen Strauß bekommt man ja nicht alle Tage.«

»Das stimmt.«

»Und warum nehmen Sie ihn wieder mit?«

»Weil Miss Collins keine so große Vase hat, in die er hineinpasst«, erwiderte ich trocken.

Der Knabe krümmte sich fast vor Lachen. »Das ist gut, das ist sogar sehr gut. Der Klopfer der Woche, Meister, ehrlich. Das muss ich meiner Alten mal unter die Weste schieben.« Dann jedoch wurde er ernst. »Haben Sie sich verletzt, Mister?«

»Wieso?«

»Sie bluten. An ihrer Hand ist alles rot. An der rechten«, fügte er hinzu, als ich auf die linke schaute. »Rosen haben Dornen.«

»Und wie, Mister. Ist wie bei einer schönen Frau. Wenn man an nichts Böses denkt, sticht sie zu.«

»Erfahrungen, wie?«

»Kann man wohl sagen. Ich bin jetzt 53 und war schon zweimal verheiratet. Jedesmal habe ich mir geschworen, es nicht wieder zu tun, aber die Weiber fangen mich immer wieder ein. Wie ein Schiff, das im Hafen liegt. Dabei würde ich so gern noch über die Weltmeere segeln, wenn Sie verstehen, Mister.«

»Sicher.« Der Mann hatte Langeweile. Wenn ich weiter hier stand, kam ich erst am anderen Morgen weg. Deshalb nickte ich ihm zu und verließ das Haus.

Es war diesiger geworden. Zwar lag noch kein Nebel über den Straßen, dafür lange Dunstschleier, die wie träge Fahnen zwischen den Häusern wallten sowie an den Hauswänden hoch krochen, so dass die hellen Vierecke der Fenster zu zerfließenden Gebilden wurden. Vor meinen Lippen dampfte dünner Atem, als ich meinen Silbergrauen ansteuerte. Den makabren Strauß hielt ich jetzt nicht mehr mit beiden Händen fest, sondern nur noch mit einer. Die Blüten wiesen dabei zu Boden.

Die meisten Menschen hatten sich in ihre Häuser zurück gezogen. Passanten sah ich so gut wie gar nicht. Auf dem Wagen lag eine nasse Schicht. Sie bestand aus dicken Wasserperlen.

Ich öffnete die Fahrertür. Den Strauß legte ich auf den Beifahrersitz. Ich hoffte nur, dass mir das Blut nicht die Polster verschmutzte und legte deshalb noch eine Decke auf den Sitz. Danach startete ich den Bentley und rangierte rückwärts aus der Parklücke.

Während ich durch das abendliche London rollte, dachte ich über die blutigen Rosen nach. Gordon Schreiber hatte sie Jane Collins geschenkt. Mit Blut geschrieben, war sein Name auf der kleinen Karte aufgetaucht. Aber er lenkte nicht allein. Gordon Schreiber hatte Unterstützung. Und zwar von Wikka, der Hexe. Diese wiederum liebte den Teufel heiß und innig, so dass man wirklich von einem satanischen Dreieck sprechen konnte.

An einer Ampel stoppte ich. Im Vergleich zu anderen Städten hat London relativ wenig Ampeln, weil viele Verkehrsprobleme durch Kreisverkehr geregelt werden. Wir als Engländer gehören zu den Menschen, die auch im Kreisverkehr gut vorankommen. Ich kenne Deutsche, die ihn völlig ablehnen.

Ein knatterndes Geräusch nahm meine Aufmerksamkeit in Anspruch. Rechts neben mir glitt ein Lichtstrahl über die Fahrbahn, und dann fuhr ein Motorrad langsam bis an den Streifen, um neben mir stehen zu bleiben. Ich schaute mir die Maschine an. Es war eine Honda, von der das Wasser tropfte. Zwei Personen hockten auf dem Rücken. Ob Mann oder Frau war wirklich nicht zu erkennen, weil sie einfach zu ver mummt aussahen in ihrer wetterfesten Kleidung.

Sie trugen allerdings helle Lederjacken, was mich wiederum wunderte. Am Rücken erkannte ich auch eine Schrift. White Angels - Weiße Engel. Während ich auf das Umspringen der Ampel wartete, dachte ich über die White Angels nach. Gehört hatte ich den Namen bereits, allerdings kam ich nicht auf den genauen Zusammenhang. War es ein Verbrechen gewesen oder das Gegenteil davon?

Da hatte ich es. Das Gegenteil. Die Weißen Engel waren aufgefallen, weil sie sich für die Jugend einsetzten. Mit anderen Worten, sie hatten eine Selbsthilfeorganisation gegründet, die sich um gestrandete Jugendliche kümmerte und sie vor allen Dingen vom Rauschgift wegbringen wollte, denn im Rauschgift sahen die White Angels das große Übel. Ihre Methoden waren nicht immer gesetzestreu, so mancher Dealer war von ihnen verprügelt worden, dass er wochenlang im Krankenhaus liegen musste. Das jedoch störte die White Angels nicht, ebenso wenig wie kleine Rückschläge. Sie machten weiter und waren zudem nicht nur von ihrer Sache überzeugt und psychologisch gut geschult, sondern auch körperlich fit. Soviel mir bekannt war, lag ihr Hauptquartier neben einer Karateschule.

Ich sympathisierte mit den Weißen Engeln, hatte allerdings

gleichzeitig Angst, dass sie zu weit gingen und irgendwann einmal Logan Costello in die Quere gerieten.

Costello regierte London. Er war der Unterweltboss und paktierte zudem mit dämonischen Kräften. Costello zählte zu meinem besonderen Spezis. Leider war es meinen Freunden und mir bisher noch nicht gelungen, ihn zu überführen.

Die Ampel sprang um. Rechts neben mir duckten sich die beiden Fahrer. Die Honda startete schneller als mein Bentley. Schon schoss sie davon, als sich plötzlich der hinten sitzende Mitfahrer bewegte und seinen Oberkörper nach links beugte.

Etwas löste sich von seiner Hand und traf genau die Kühlerschnauze des Bentley.

Für einen winzigen Augenblick hatte ich schreckliche Angst. Ich rechnete mit einer Handgranate oder irgend etwas in dieser Richtung. Mein Magen krampfte sich zusammen, gegen den plötzlichen Schweißausbruch konnte ich nichts tun, doch dann erkannte ich den Gegenstand, der mir auf die Kühlerhaube geworfen worden war und auch dort liegen blieb.

Es war eine Blume. Eine gelbe Rose!

Hastig drückte ich den Blinker und fuhr an den linken Straßenrand. Die beiden auf dem Motorrad hatte ich aus den Augen verloren, sie waren zu schnell. Selbst das rote Auge des Rücklichts konnte ich nicht mehr sehen.

Normalerweise durfte ich an dieser Stelle nicht stoppen. Ich schaltete die Warnblinkanlage ein und hielt trotzdem. Rasch stieg ich aus. Zwei andere Fahrzeuge rauschten dicht an mir vorbei. Spritzwasser sprühte hoch und gegen meinen Mantel, den ich nicht ausgezogen hatte. Seitlich beugte ich mich über die lange Kühlerschnauze und nahm die Rose an mich. Dabei hätte ich mich fast in den Finger gestochen. Im Licht der Scheinwerfer schaute ich die Rose an.

Sie sah völlig normal aus wie die, die auch Jane Collins bekommen hatte. Einen gelben Blütenkelch und einen grünen Stengel, aus dem einige Dornen wuchsen.

Sekundenlang stand ich unbeweglich und dachte darüber nach, wer mir die Rose gegeben haben konnte. Klar, das waren die Weißen Engel gewesen, aber stimmte das wirklich? Konnten sich die Unbekannten nicht auch verkleidet haben. Und welchen Sinn sollte das gehabt haben, mir eine Rose auf die Kühlerhaube zu werfen.

Ich hob die Achseln, ging um den Wagen herum und stieg wieder ein. Die Rose legte ich auf den Strauß. Ich fuhr noch nicht ab, sondern wartete darauf, dass etwas geschah. Ich wollte sehen, ob diese Blume ebenfalls Blut aus dem Kelch verströmte.

Das war nicht der Fall. Sie lag da, und nichts tat sich in dieser Richtung. Seltsam, wirklich...

Ich fuhr wieder an. Da die Ampel inzwischen wieder rot zeigte, mussten die Fahrzeuge hinter mir halten, so dass ich gut wegkam. Die breiten Reifen wirbelten das Wasser einer Pfütze hoch. Der Fall dieser blutigen Rosen wurde immer seltsamer. Ich hatte auch Angst bekommen, denn wenn tatsächlich Wikka und Gordon Schreiber hinter all dem steckten, drohte London eine große Gefahr. Meine Besorgnis war wirklich nicht unbegründet.

Ich befand mich inzwischen auf der breiten Victoria Street und fuhr diese in Richtung Westen auf Westminster Abbey zu, wo kurz zuvor das Scotland Yard Building liegt. Westminster Cathedral passierte ich ebenso wie Westminster City Hall. Der Verkehr floss ruhig, im 35-Meilen-Tempo kam ich voran. Sanft lief der Motor meines Bentleys, und auch um den Wagen herum befand sich nicht viel Trubel. Deshalb vernahm ich auch die Schreie.

Zuerst glaubte ich an eine Täuschung, dann jedoch wiederholten sich die Schreie, und ich hörte sie sogar noch deutlicher als zuvor. Es waren in der Tat Schreie, als würde jemand einem Menschen

einen Wattebausch vor den Mund halten, um die Schreie so zu dämpfen. Ich schüttelte mich, und über meinen Rücken rieselte es kalt. Da war irgend etwas passiert.

Wieder warf ich einen Blick auf die Rosen. Eine zwangsläufige Reaktion, denn die Schreie waren nicht außerhalb, sondern innerhalb meines Wagens aufgeklungen.

Ich erschrak wirklich. Der Rosenstrauß, bisher hatte er ruhig dagelegen, bewegte sich. Das Papier wurde nach oben gedrückt, dann wieder nach unten, als würde jemand Atem holen.

Etwa die Rosen?

Auch die oberste lag nicht mehr ruhig. Sie bewegte sich ebenfalls. Ihre voll erblühte Knospe drehte sich einmal nach links, dann wieder nach rechts, und ich merkte plötzlich den betäubenden Duft, der das Innere des Bentley schwängerte.

So angenehm Rosen riechen, so unangenehm kann ihr Duft werden, wenn sie schon älter sind und zu faulen beginnen. Diese Rosen stanken nach Friedhof, nach Moder und Leichengeruch!

Mir war klar, dass ich nicht mehr weiterfahren konnte. Blinker betätigen, Blick in den Innen- und Außenspiegel, andere Wagen fahren nicht zu dicht auf, so dass ich es riskieren konnte, den linken Fahrbahnrand anzusteuern.

Wiederum stoppte ich. Diesmal stieg ich nicht aus. Die Rosen konnte ich mir auch im Wageninnern ansehen.

Ich legte die letzte Rose vorsichtig zur Seite und vernahm abermals die leisen, verwehenden Schreie, die mir vorkamen wie der Klagegesang von Toten.

Mit spitzen Fingern umfasste ich das Papier, um es auseinander zu falten. Diesen Blumenstrauß wollte ich mir wirklich genau ansehen. Damit musste es eine schaurige Bewandnis haben. Ich schaute auf den Strauß.

Die Schreie wurden deutlicher. Ich erkannte jetzt, wer sie

angestoßen hatte und konnte nicht vermeiden, dass mir ein »Mein Gott« entfuhr. Die Rosen hatten nichts von ihrer makabren Pracht verloren. Sie waren sogar noch schauriger geworden. Dort, wo normalerweise die Blüten saßen, befand sich etwas anderes.

Die Rosen hatten sich verwandelt. Aus den Blüten waren kleine Köpfe geworden!

Lilian Day hastete durch die Nacht. Ihr braunes Haar klebte aneinander. Die in der Luft liegende Feuchtigkeit wirkte wie Leim. Der Nylonmantel lag eng um ihren Körper, weil sie ihn zusätzlich über der Brust zusammengerafft hatte. Ihre Füße bewegten sich automatisch voran. Sie platschten in die Pfützen, das Wasser spritzte hoch auf und nässte die Jeans. Das war Lilian egal, sie wollte nur so schnell wie möglich weg, denn was sie gesehen hatte, mussten die anderen wissen. Aber hatte man sie nicht entdeckt? Das war die große Frage. Lilian war sich nicht sicher, sie ärgerte sich über ihre Unvorsichtigkeit, denn sie würde den Blick des Mannes nicht vergessen, der sie getroffen hatte. Obwohl sich zwischen ihr und dem Mann noch das Kellerfenster befunden hatte, war sie gesehen worden. Sie hatte den Mann bei einer schaurigen Tätigkeit gestört und hatte auch die seltsame Frau gesehen, die sich im Hintergrund des Kellers aufhielt.

Eine schöne Frau, aber mit kalten Augen und einem grausam verzogenen Mund.

Rosen hatten dort gelegen. Blumen, die Menschen waren!

In ihrem Kopf überschlugen sich die Gedanken. Lilian war mit ihren Nerven so ziemlich am Ende. Menschen und Blumen - Tote und Rosen, ein völliges Durcheinander. Auf jeden Fall musste sie die anderen davon in Kenntnis setzen.

Die anderen!

Als sie daran dachte, umspielte trotz ihrer Angst ein flüchtiges

Lächeln die roten Lippen. Die anderen, das war ihr Schutz, das war ihre Heimat. Sie sorgten dafür, dass sie ihr schlechtes Elternhaus vergaß, dass sie sich bei den gleichaltrigen Jungen und Mädchen wie zu Hause fühlte. Noch gehörte sie nicht hundertprozentig zu ihnen, aber es würde nicht mehr lange dauern, da nahm man sie in den Kreis der Weißen Engel auf. Und nichts anderes wollte sie. Sie musste einfach zu ihnen gehören, denn bei ihnen fand sie das, was das Elternhaus ihr nicht gab. Geborgenheit.

Bei den Weißen Engeln konnte sich jeder auf den anderen verlassen. Da spielte niemand falsch, da gab es keine Lüge, keine Hinterlist, sondern Ehrlichkeit. Nur dadurch hatten sie so große Erfolge erzielen können. Es gab zahlreiche junge Leute, die durch die Hilfe der Weißen Engel wieder auf die Beine gekommen waren, und manchen Dealer, der die Engel verfluchte bis in die tiefste Hölle.

Lilian Day lief langsamer. Sie konnte nicht mehr so schnell rennen, denn sie hätte sonst zuviel Kraft verloren und wäre irgendwann gestolpert und gefallen. So sah es aus.

Schwer atmete sie ein und aus. Sie hielt sich dicht an den Hauswänden, manchmal stützte sie sich an den rauhen Steinen ab, oder sie blieb stehen und holte tief Luft.

Sie schaute zurück. Leer lag die Straße hinter ihr. Eine schmale lange Fläche, auf der das Kopfsteinpflaster wie Gold glänzte, wenn es vom Licht der vereinzelt stehenden Laternen berührt wurde. Keine Verfolger!

Lilian lehnte sich an die Hauswand und lachte. Sie hatte es geschafft, Verfolger waren nicht zu sehen. Abgeschüttelt, nannte man so etwas. Die ganze Aufregung war umsonst gewesen. Sie schüttelte den Kopf. Es war nicht mehr weit bis zu ihrem Etappenziel. An der Westminster Bridge Road konnte sie in die U-Bahn einsteigen und den Rest der Strecke fahren. Es war nur eine Station bis Borough, ihrem Ziel.

Sie lief jetzt langsamer. Manchmal wurde sie von Autos überholt. Manche Fahrer blinkten auf, so dass die Gestalt des Girls für die Länge eines Atemzugs im grellen Licht stand. Dann zuckte Lilian jedesmal zusammen und drückte sich wieder an die Häuserzeile. Es war keine gute Gegend südlich der Themse. Aber in einem vornehmen Viertel hätten die White Angels nicht erst anzufangen brauchen. Sie mussten mitten in die Szene. Soho hatten sie bewusst ausgelassen, denn dort war das Geschäft zu sehr organisiert und auf Touristen abgestellt. Wenn man etwas erreichen wollte, dann in den Armenvierteln, wo die Arbeitslosigkeit groß war und das Elend langsam überhand nahm.

Die Station war nicht mehr weit entfernt. Lambeth North lag zwischen dem Stadtteil Southwark und Lambeth. Eine U-Bahn-Station, die um diese nächtliche Zeit ziemlich verlassen war. Eigentlich für ein Mädchen gefährlich, aber Lilian hatte ihre Angst inzwischen überwunden, denn Verfolger befanden sich nicht mehr auf ihrer Spur. Wieder dachte sie an die Rosen, während sie schon die Station entdeckte. Eine hohe Lampe warf ihr Licht auf die schmutzige Straße und erleuchtete auch einen Teil der nach unten führenden Treppe. Im Schatten der Treppenmauer saß eine Frau. Sie hockte auf dem Boden, war in einen Umhang eingehüllt und schien zu schlafen. Lilian nahm sie kaum wahr, denn sie hatte ihre eigenen Probleme. Auch die Frau tat so, als würde sie das Mädchen nicht sehen. Erst als Lilian sich mit ihr auf gleicher Höhe befand, erwachte die scheinbar Schlafende. Sie hob den Kopf. »He, Mädchen!«

Lilian blieb stehen. Für einen Moment flackerte Panik in ihrem Blick, sie wusste nicht genau, woher die Stimme aufgeklungen war und musste sich erst orientieren.

»Komm her, Mädchen!«

Jetzt merkte sie, wer gesprochen hatte. Sofort drehte sie sich nach rechts und sah, wie die Frau sich vom Boden erhob. Das geschah

nicht langsam, sondern sehr geschmeidig, und es verriet längst nicht die Bewegungen des Alters. Nein, unter dem Umhang verbarg sich jemand anderer.

Plötzlich schlug Lilians Herz schneller. Ein schrecklicher Verdacht keimte in ihr hoch, und sie sah zu, wie die Frau unter ihren Umhang griff. Als die Hand wieder zum Vorschein kam, hielt sie etwas fest. Es war eine Rose!

Lilian Day zuckte zusammen. Ihre Augen weiteten sich. Sie wollte die Rose nicht, Rosen sollten verflucht sein, sie hatte Schreckliches gesehen, diese Rosen schienen durch die Hand des Teufels gewachsen zu sein, und jetzt wurde ihr eine überreicht.

Von einer alten Frau! Oder?

Die Frau hatte bisher den Kopf gesenkt gehabt, nun aber streifte sie ihren Umhang vom Kopf, und Lilian hatte freie Sicht. Ihr Blut schien zu gefrieren, denn vor ihr stand keine Alte, sondern die Frau aus dem Keller! Jede Einzelheit erkannte sie. Das Gesicht konnte sie nicht vergessen. Es war in seiner Ausstrahlung perfekt. Teuflich perfekt!

Als Mittelscheitel fiel das lange schwarze Haar zu beiden Seiten des Kopfes bis auf die Schultern. Es umrahmte ein bleiches Gesicht mit schwarzen Augenbrauen und etwas hochstehenden Wangenknochen. Die Pupillen glichen dunklen Perlen, und ein voller Mund zeigte zynisch nach unten gezogene Winkel.

Ja, das war sie, es gab keinen Zweifel. Lilian hatte diese Frau in dem Keller gesehen. Und jetzt stand sie hier. Sie war also doch schneller gewesen.

Die Frau lächelte. »Darf ich die eine Rose übergeben?« fragte sie und streckte den rechten Arm aus.

Lilian schüttelte den Kopf. »Nein«, flüsterte sie. »Nein, ich will nicht, ich will keine Rose. Um Himmels willen. Geh weg, du. Ich...«

»Aber warum denn? Magst du keine Blumen?«

»Nicht solche.«

»Mädchen, stell dich nicht an. Du wirst die Rose nehmen, denn sie bringt dir Glück. Glaub mir das. Meine Blumen sind Glücksbringer. Wer sie von mir geschenkt bekommt, wird zu mir gehören. Zu mir, Wikka, der Hexe.«

Lilian hatte schreckliche Angst. Weglaufen konnte sie nicht, denn die Frau stand zwischen ihr und der Treppe. Und wieder zurück? Da vernahm sie aus der Tiefe ein Donnern. Soeben lief ein Zug ein. Das Echo schwang bis zu ihr hoch. Wenn sie jetzt sprachen, dann musste sie schreien. Vielleicht war das die Chance!

Die Frau hielt noch immer ihre Hand ausgestreckt, sie lockte, aber Lilian fiel darauf nicht herein.

»Nein!« schrie sie und warf sich herum. Nicht einmal einen halben Schritt kam sie weit, denn plötzlich stand ein hochgewachsener Mann hinter ihr und versperrte den Weg.

Lilian sah den Mann, und sie erkannte ihn auch wieder. Es war der aus dem Keller.

Um Gottes willen. Ich muss...

Ihre Gedanken wurden brutal unterbrochen, denn jetzt erst sah sie das lange Messer. Die Klinge fuhr von oben nach unten, und im nächsten Augenblick spürte Lilian einen brennenden Schmerz, der sie zu zerreißen drohte.

Vor ihren Augen explodierte die Welt. Sie glaubte, zu schreien, nicht einmal ein Röcheln drang über ihre Lippen. Schwer fiel sie zu Boden. Als die ersten Fahrgäste aus der U-Bahn die Treppe hochkamen, fanden sie dicht vor dem Eingang die Tote, auf deren Körper als Zeichen des Mörders eine gelbe Rose lag...

Rosen mit Menschenköpfen!

Ich hatte in meiner Laufbahn als Geisterjäger einiges gesehen, so etwas noch nicht. Erst verströmten die Rosen Blut, und jetzt zeigten die gleichen Blumen keine gelben Kelche mehr, sondern die Köpfe

von Menschen.

Es war ein schauriges, fast unbeschreibliches Bild, das sich im Licht der Innenbeleuchtung meinen Augen bot. Jede einzelne Rose hatte einen menschlichen Kopf bekommen. Auch nicht größer als die Blüte, sie passten sich in den Maßen genau an.

Unglaublich...

Was sollte ich tun? Ich starrte in die Gesichter der Männer und Frauen. Sie sahen grau aus. Manchmal wirkte die Haut auch teigig, wie die längst Verstorbener. Bei einigen standen die Münder offen, ich konnte in sie hineinschauen und sah kleine Zähne, von denen manche etwas vorstanden, wie bei Vampiren.

Da fiel mir ein, dass auch Wikka, die Hexe, eine Art Vampirin war. Sie liebte nicht nur die Schlangen, sondern auch die Blutsauger und besaß ebenfalls spitze Zähne. Irgendwie hatte sie sogar Ähnlichkeit mit Asmodina, der Teufelstochter.

Das Blut war nicht völlig verschwunden. Es klebte jetzt allerdings nicht mehr an den Rosen, sondern auf den Gesichtern der Menschen, die dadurch noch makabrer aussahen.

Ich schüttelte mich und lauschte auf die Schreie, die mir weiterhin entgegenklangen. Waren es Schreie der Qual, der Angst oder des Triumphes? Ich konnte es nicht sagen, denn die kleinen Köpfe bewegten sich von einer Seite zur anderen, als würde Wind in den Strauß hineinfahren.

Dieser Rosenstrauß - und das stand fest - war mit Schwarzer Magie gefüllt. Wenn ich sie bekämpfen wollte, musste ich die Waffen der Weißen Magie nehmen. Unter anderem mein Kreuz.

Ich dachte darüber nach, ob ich es hervorholen sollte. Es war eine ungemein starke Waffe, und sie hätte unter Umständen den Strauß restlos zerstört, deshalb ließ ich es vorerst bleiben und wartete weiterhin ab, ob sich meine Gegner nicht zu einem Angriff entschlossen. Sie taten nichts dergleichen.

Nach wie vor bewegten sich die Köpfe, und dünne Schreie drangen aus den Mäulern. Vielleicht konnten sie reden? Unter Umständen verstanden sie mich? Es war zumindest einen Versuch wert, und so stellte ich an diesen makabren Rosenstrauch meine Frage.

»Wer seid ihr? Wo kommt ihr her?«

Ich bekam keine Antwort.

»Redet. Es ist besser für euch. Ihr müsst es tun. Vielleicht kann ich euch helfen. Steht Wikka hinter euch? Ist sie eure Fürstin?«

Die Köpfe schwiegen, und ich gab es auf, mit ihnen zu reden. Dafür schaute ich sie mir genauer an, denn mir war ein Verdacht gekommen. Eine vage Idee, mehr nicht. Sie war auch schlecht in Worte zu fassen, aber ich hatte das Gefühl, als wären diese Köpfe uralt. Sie mussten meiner Ansicht nach zu Menschen gehören, die längst tot waren. Mir ging es immer so, wenn ich gewisse Bilder sah. Alte Bilder aus den Anfängen dieses Jahrhunderts und noch davor. Da sahen die Menschen irgendwie anders aus. Man brauchte sich die Gesichter nur anzuschauen, um zu wissen, dass sie nicht in die moderne Zeit gehörten.

So war es auch hier.

Mir kam es vor, als wären diese Köpfe schon Jahrhunderte alt und durch einen schrecklichen Zauber wieder zum Leben erweckt worden. Nichts stützte meine Theorie, es war nur ein Gefühl, doch in meinem Job hatte ich mich schon des öfteren auf Gefühle verlassen können und hatte damit fast immer richtig gelegen.

Welch eine Teufelei hatte sich Wikka ausgedacht. Ich war überzeugt, dass nur sie und Gordon Schreiber hinter allem steckten und dass sie ein wahrlich teuflisches Spiel begonnen hatten, um ihre alten Gegner, wie Jane Collins und mich, zu vernichten.

Antworten bekam ich von den Köpfen nicht, deshalb entschloss ich mich, es doch mit Härte zu versuchen.

Ich brachte das Kreuz in die Nähe des Rosenstraubes. Dabei

bewegte ich meinen Arm nicht schnell, sondern sehr langsam und vorsichtig, wobei ich die Köpfe nicht aus den Augen ließ.

Sie spürten die Nähe des Kreuzes. Die Strahlung bereitete ihnen Schmerzen. Ihre kleinen Gesichter verzerrten sich. Ich sah die Qual, die sich auf ihren Zügen widerspiegelte. Weit aufgerissen waren die Augen, und die Schreie wurden lauter. So bekam ich sie klein. Da jedoch wurde mir das Handeln aus der Hand gerissen. Eine andere, ferne, teuflische Kraft griff in das Geschehen ein und sorgte dafür, dass ich mein Werk nicht vollenden konnte.

Die Köpfe blitzten auf. Es geschah wirklich innerhalb einer Sekunde. Bevor mein Kreuz die Rosen überhaupt berühren konnte, war der unheimliche Strauß verschwunden. Von einem Moment zum anderen war er nicht mehr zu sehen.

Aus, vorbei.

Nur eine Rose lag noch da. Diejenige, die man mir auf die Motorhaube geworfen hatte. Sie hatte ihren Platz auf dem blutdurchtränkten Papier gefunden. Für mich ein Zeichen, dass der gesamte Vorgang keine Täuschung gewesen war. Es hatte die Rosen gegeben. Ich hob die Schultern und schüttelte den Kopf, weil ich es nicht begreifen konnte. Meine Gegner hatten mich hier wirklich vor ein Rätsel gestellt. Ich blieb weiterhin in meinem Wagen an der Stelle stehen, ließ das Fenster nach unten fahren und zündete mir eine Zigarette an. Durch den linken Mundwinkel blies ich den graublauen Rauch, der sich mit dem über der Straße liegenden Dunst vermischte. Schwere Gedanken wälzten hinter meiner Stirn. Wikka und Gordon Schreiber hatten klargestellt, dass sie längst nicht besiegt waren und zurückschlagen wollten. Mit allem, was sie hatten.

Tief atmete ich ein. Die einzige Spur hatte ich verloren. Niemals würde ich die Rosen mehr untersuchen können. Aus ihnen war Blut gedrungen, und ihre Blüten hatten sich in kleine Menschenköpfe verwandelt. Wieso - warum?

Ich drückte die Zigarette aus, schaute, ob hinter mir frei war, dann startete ich. Wenn ich die Blumen schon nicht untersuchen lassen konnte, dann wenigstens das Blut. Da es aus den Blüten gequollen war, musste es auch in einem unmittelbaren Zusammenhang mit den Köpfen stehen, die mir so alt vorgekommen waren. Vielleicht konnte eine Analyse des Bluts meinen Verdacht bekräftigen.

Es war wirklich nicht mehr weit bis zu dem hohen Gebäude. Zwei Minuten später lenkte ich den Silbergrauen auf den Parkplatz und stieg aus.

In mein Büro fuhr ich gar nicht erst, sondern in die im Keller liegende chemische Abteilung. Hier arbeitete man mit den modernsten wissenschaftlichen Methoden. Besonders hatte die Lasertechnik in den letzten Jahren alte Untersuchungsmethoden überholt. Schnelle und präzise Analysen waren mit Hilfe dieses Verfahrens möglich. Die Kollegen der Chemie empfingen mich nicht gerade begeistert, denn sie kannten meine Sonderwünsche.

»Sofort oder gestern?« fragte mich ein Chemiker.

»Vorgestern.«

»Wir machen ja alles. Was ist es denn?«

Ich hob die Zeitung hoch. »Nur eine kleine Blutuntersuchung. Ich möchte von Ihnen gern wissen, ob das Blut frisch ist oder alt.«

Der Kollege im weißen Kittel hob seine Augenbrauen. »Ist das wirklich alles, Oberinspektor?«

»Ja.«

»Solche Wünsche werden selbstverständlich sofort erfüllt. Gedulden Sie sich einen Moment.«

»Gern.«

Der Chemiker verschwand in einem Nebenraum. Es dauerte wirklich nur eine Viertelstunde, da kam er wieder zurück. Gespannt schaute ich ihn an. »Nun, was hat es gegeben?«

Der Chemiker nickte versonnen. »Obwohl das Blut frisch ist, kann

man es als alt bezeichnen.«

»Wie alt?«

»Das ist schwer zu sagen. Wir haben mehrere Blutflecken auf der Zeitung untersucht und bekamen immer wieder andere Ergebnisse, was das Alter betrifft. Ich habe sie Ihnen aufgeschrieben.« Er reichte mir den Zettel, auf dem einige Zahlen standen.

Nervosität hielt mich gepackt. Ich hatte einen Verdacht gehabt, eine Theorie, und diese schien sich nun zu bestätigen. Der Chemiker konnte natürlich keine genauen Daten angeben, und ich las die Zahlen von dem Zettel ab. Dabei stellte ich fest, dass die einzelnen Blutproben um fünfzig und mehr Jahre differierten.

Das war eine Überraschung. Die älteste Blutprobe stammte aus dem Jahre 1670. Geschätzt, wohlgemerkt.

Ich ließ den Zettel sinken und schaute den Chemiker an. »Sie sind sicher, dass dies hier alles stimmt?«

»So sicher wie unsere Geräte.«

»Wie sieht es mit Fehlern aus?«

»Nichts ist perfekt, Mr. Sinclair. Es stimmt schon, dass das Blut sehr alt ist. Mich würde mal interessieren, wie Sie daran gekommen sind?«

»Das würde es mich auch«, gab ich zurück.

»Kann ich die Zeitung behalten?«

»Natürlich. Und bitte, versuchen Sie eine genaue Analyse. Sie würden mir sehr helfen.«

Der Chemiker lachte. »Nicht nur Ihnen, Mr. Sinclair. Auch ich bin an einer Klärung interessiert.«

»Dann dürfen wir uns beide einen guten Erfolg wünschen.«

»Das meine ich auch.«

Mir fiel wieder die Rose ein, die man mir auf die Kühlerhaube geworfen hatte. Sie steckte in meiner Innentasche. Ich hatte sie mit dem Kreuz berührt. Geschehen war nichts, eine völlig normale

Blume hielt ich in der Hand, die allerdings ihre gelbe Blüte gesenkt hielt.

»Was ist damit?« fragte der Wissenschaftler.

»Die schenke ich Ihnen. Gewissermaßen als Vergleich.«

»Danke.«

Dann ging ich. Allerdings verließ ich das Yard-Gebäude nicht, sondern fuhr hoch zu meinem Büro. Im Gang brannte nur die Notbeleuchtung. Keiner arbeitete mehr, die Nachtschicht saß woanders. Die Putzfrau hatte die Bürotür offen gelassen. Im Vorzimmer roch ich noch den Duft von Glendas Kaffee.

Ich nahm hinter meinem Schreibtisch Platz und griff zum Telefon. Jane Collins hatte ich versprochen, mich zu melden, das tat ich auch. Sie hob sofort ab.

»Erschrick nicht, ich bin es«, sagte ich.

»John, was ist geschehen?«

»Relativ viel. Dein Geschenk hat mir so einige Überraschungen bereitet.«

»Rede.«

Ich erzählte. Ab und zu gab Jane eine erstaunte Bemerkung hinzu, ansonsten sagte sie nichts. »Und was willst du jetzt machen?« fragte sie. »Wie kannst du an Schreiber oder Wikka herankommen?«

»Das weiß ich noch nicht. Ich kenne auch das Geheimnis dieser blutenden Rosen nicht. Allerdings denke ich darüber nach, weshalb mir die White Angels die Rose auf die Kühlerschnauze meines Wagens geworfen haben.«

»Ich kenne die Weißen Engel.«

»Woher?«

»Ich hatte beruflich mit ihnen zu tun. Es ging um eine Rauschgiftsache. Der Sohn eines Klienten war in der Szene gelandet. Ich bekam den Auftrag, ihn herauszuholen. Dabei lernte ich auch die White Angels kennen. Die sind in Ordnung.«

»Möglich, Jane. Weißt du Näheres über sie? Kennst du eventuell Adressen?«

»Nein, aber sie haben sich in Southwark niedergelassen, soviel ich weiß. Der Anführer ist an einer Sportschule beteiligt. Karate und so.«

»Den Namen kennst du nicht?«

»Nein.«

»Gut, den hole ich mir dann.«

»John«, sagte sie. »Ich möchte gern dabei sein, wenn es zur Sache geht. Denk daran. Ich will nicht abseits stehen, schließlich geht mich der Fall auch etwas an.«

»Ich sage dir Bescheid.«

»Deine Versprechen kenne ich.«

»Jane«, warnte ich. »Versuche nichts auf eigene Faust. Erwähne dich an die Seelenburg und das Hausboot, da...« Ich sprach bereits in einen »toten« Hörer.

Achselzuckend legte ich auf. Wenn Jane sich etwas in ihren Kopf gesetzt hatte, war sie durch nichts von ihrem Plan abzubringen. Leider, musste man sagen.

Sie kannte die White Angels besser als ich. Vielleicht hätte sie mir auch ein gutes Entree bei ihnen verschafft, aber ich wollte die Detektivin aus dem Spiel lassen. Wikka und Schreiber waren ungemein gefährlich, die nahmen keinerlei Rücksicht. Eiskalt gingen sie vor. Ich war sicher, dass wir in unseren Archiven Unterlagen über die Weißen Engel aufbewahrten. Das Archiv war Tag und Nacht besetzt. Ich rief an, trug meinen Wunsch vor, und man versprach, sich sofort darum zu kümmern. Ich wollte warten, man würde mir die Informationen hochreichen.

In der Wartezeit informierte ich Suko. Er zeigte sich nicht sehr überrascht, dass Wikka und Gordon Schreiber wieder von sich reden machten. Der Chinese wollte natürlich mit, ich allerdings bat ihn, als

Einsatzreserve erst einmal zu Hause zu bleiben.

»Ich könnte mich auch um Jane kümmern«, schlug er vor.

Die Idee war gut, und ich stimmte sofort zu. »Aber überwache sie so, dass sie nichts davon merkt.«

»Ehrensache.«

Einigermaßen beruhigt legte ich den Hörer wieder auf und holte mir Kaffee aus dem Automaten. Die Brühe schmeckte wie eingeschlafene Füße, einen Vergleich zu Glendas Gebräu hielt sie nicht aus, doch in der Not frisst der Teufel Fliegen. Den Becher musste ich vorsichtig anfassen, sonst verbrannte ich mir die Fingerspitzen. Als ich den ersten Schluck genommen hatte, kam auch der Bote mit den Unterlagen. Ich bedankte mich und schlug die Akte auf.

Sie war sehr dünn. Direkter Vergehen hatten sich die Weißen Engel nicht schuldig gemacht. Im Gegenteil, sie halfen der Polizei und gaben sehr gute Tips. Allerdings hatten sie sich manchen Dealer selbst vorgenommen und ihn krankenhausreif geschlagen. Bisher war die Gruppe nur mit Verwarnungen davongekommen.

Wie viele Mitglieder die White Angels zählten, war nicht aufgeführt, das ging schlecht, denn die Anzahl wechselte ständig. Fest stand nur der Anführer. Er hieß Jack Adrian, genannt Karate-Jack, da er sich in dieser Kampfsportart sehr gut auskannte. Auch die Straße war aufgeführt, wo Adrian wohnte. Dort fand ich sicherlich die anderen Weißen Engel. Ich rückte meinen Stuhl zurück und stand auf. Die Anschrift hatte ich behalten, und ich war gespannt, was mir Karate-Jack und seine Freunde zu sagen hatten.

Seit langen Zeiten schon heulte der Wind um den einsam stehenden Turm. Er stach wie eine gewaltige Zigarre in den düsteren Himmel, über den schwarzgraue Wolkenberge jagten und vom Wind gescheucht wurden wie eine Herde Hammel.

Vor einigen Jahrhunderten hatte ein alter Graf den Traum gehabt,

eine stolze Burg am Ufer der Themse zu bauen. Dieser Traum war nie in Erfüllung gegangen. Bevor die Burg fertig geworden war, starb der Graf. Er hinterließ nicht nur Schulden, sondern auch eine Bauruine, und sein Sohn, der Erbe, hatte kein Interesse, den Bau zu vollenden. Er lebte lieber in den Tag hinein, bis man seine Leiche irgendwann am Ufer der Themse fand.

Die Burg wurde nie vollendet. Aber der Turm spielte in den nachfolgenden Jahren eine gewichtige Rolle. Die Zeit der Hexenverfolgung begann. Auch England blieb nicht verschont. Hexenjäger machten Städte und das Land unsicher. Frauen wurden geschändet, misshandelt und getötet. Auch Männer, die dem Terror Einhalt gebieten wollten, blieben nicht verschont. Man sperrte sie in den alten Turm, der im Volksmund schon bald den Beinamen Hexenturm bekam.

Er wurde zu einer wahren Hinrichtungsstätte. Die Mauern waren mit dem Blut der Ermordeten getränkt. Nachts gellten die Schreie über das Wasser, und manche Schiffer verzogen sich in die Kajüten ihrer Boote, wenn sie die Stelle passierten.

Der Tod hielt im Hexenturm reiche Ernte. Zahlreiche Leichen warf man einfach in die Themse, der schwere Strom riss sie mit. Andere wurden um den Turm herum vergraben. Er war auf einer Anhöhe gebaut worden, und von seiner Spitze aus konnte man bei klarem Wetter weit in das Land hineinsehen.

Auch die Zeit der Hexenverfolgung ging vorbei. Der Turm jedoch geriet nicht in Vergessenheit. Schon wenige Monate später hielt sich das Gerücht, dass es dort spuke. Die Seelen der Getöteten würden keine Ruhe finden, und die Menschen mieden den Turm. Schaurige Geschichten wurden erzählt. Einige wollten genau gesehen haben, wie in klaren Vollmondnächten die Hexen mit dem Teufel buhlten, und selbst Pfarrer trauten sich nicht in den Turm.

Im zwanzigsten Jahrhundert war der Turm während des Zweiten

Weltkriegs ein wichtiges Bollwerk. Auf seiner Spitze standen zwei Flakkanonen. Die Soldaten kümmerten sich nicht um den Spuk, zudem kamen sie aus fernen Teilen des Landes und hatten andere Sorgen, als auf das Geschwätz der Einheimischen zu hören. Obwohl auch sie in ruhigen Nächten seltsame Geräusche und auch Schreie hörten, es allerdings schafften, sie zu ignorieren.

Nach dem Krieg gab es eine Gebietsreform. Das Gelände um den Turm wurde preiswert zum Verkauf angeboten. Das hörte auch ein Londoner Blumenhändler. Da ihm die Stadt zu klein geworden war, griff er sofort zu und verwandelte die unmittelbare Umgebung des Turms in kultivierte Felder. Manche lagen frei, andere wurden durch das Glas einiger Treibhäuser vor der Witterung geschützt.

Der Mann hieß Goring. Er hatte als kleiner Gärtner angefangen, hatte hart geschuftet, und inzwischen besaß er die zweitgrößte Rosenzucht der Insel. Auf Rosen hatte er sich spezialisiert. Sie waren seine Lieblingsblumen. Zwei große Treibhäuser sorgten dafür, dass die herrlichen Blumen zu jeder Jahreszeit blühten. Wenn es warm wurde und der Sommer kam, blühten sie auch im Freien.

Das Geschäft lief gut. Ernest Goring konnte wirklich zufrieden sein. Er hatte inzwischen zehn Leute angestellt, die außer ihm und seinem Sohn noch mitarbeiteten. Er selbst wohnte mit seiner Familie am Stadtrand von London, denn in Henley-on-Thames war es ihm zu einsam. Dafür lebten seine Angestellten in dem Ort.

In letzter Zeit allerdings war es zu Unregelmäßigkeiten gekommen. Man hatte das Fehlen von Freilandrosen entdeckt. Ausgerechnet die gelben Züchtungen, die auf einem Extradfeld wuchsen. Irgend jemand musste sie gestohlen haben.

Kein großer finanzieller Verlust, nur ein Nadelstich. Zudem wollte Goring nicht, dass Stehlen Schule machte, und er beauftragte einen vertrauenswürdigen Mann, sich des Nachts doch einmal auf dem Gelände umzuschauen.

Der Mann hieß Victor und stand kurz vor der Pensionsgrenze. Er gehörte zu den Menschen, die für Chef und Firma durchs Feuer gingen. Er hatte noch die erste Phase der Aufbauarbeit miterlebt. Victor war absolut vertrauenswürdig. Er würde den oder die Diebe schon stellen. Zudem hatte er noch seinen alten Militärkarabiner hervorgeholt. Ein Erbstück seines Vaters.

Um zweiundzwanzig Uhr begann er seinen Dienst. Er holte seinen Drahtesel aus dem Schuppen - das Gewehr hing über seiner Schulter -, und so radelte er zur Gärtnerei.

Die Nacht war ruhig. Da der Wind aus einer anderen Richtung blies, konnte er nicht einmal das Rauschen der Themse hören, das ihn so oft auf seinen Fahrten begleitete.

Angst kannte der knorrig wirkende Victor nicht. Wenn der Dieb erschien, würde er ihm eins auf den Pelz brennen, der sollte schon das Laufen lernen.

Gelassen trat er in die Pedale und radelte über den alten Feldweg. In Schlangenlinien führte der am Flussufer entlang und endete an der Gärtnerei.

Es gab auch eine Straße. Doch sie zu benutzen, hätte einen Umweg bedeutet, zudem lenkte Victor sein Fahrrad am liebsten durch die wohlvertraute Flusslandschaft.

Da er dem Verlauf des Weges folgte, konnte er den Strom nur hin und wieder sehen. Dunkel war das Wasser. Nur manchmal, wenn Wellen aufeinander zuliefen, kam es zur Schaumbildung, und das Wasser spritzte wie kleine Perlen in die Höhe.

Der alte Drahtesel stöhnte und ächzte, wenn er bewegt wurde. Er war wirklich nicht mehr der Jüngste, doch Victor sah nicht ein, weshalb er sich ein neues Fahrrad zulegen sollte, wenn es das andere auch noch tat.

Konnte er den breiten Fluss nur hin und wieder sehen, so stand jedoch etwas immer vor seinem Auge. Der Turm!

Ein ängstlicher Mensch war Victor nicht. Man konnte ihn als Kind des Landes bezeichnen, und natürlich wusste er von den unheimlichen Geschichten, die man sich über den Turm erzählte. In den dicken Mauern sollte es spuken, weil die Geister der getöteten Männer und Frauen keine Ruhe fanden.

Er hatte noch nie welche gesehen und war auch nicht scharf darauf, aber er glaubte den Erzählungen. Es gab viele Dinge, die von den modernen Menschen so einfach abgetan wurden. Victor war da ein wenig vorsichtiger. Was sich über Hunderte von Jahren gehalten hatte, konnte doch nicht einfach aus der Luft gegriffen sein, da musste es einen realen Hintergrund geben, deshalb schaute er den Turm auch immer mit einem etwas skeptischen Blick an.

Dass der Rosendiebstahl und der Turm in einem unmittelbaren Zusammenhang stehen könnten, darauf kam er nicht. Er zog es überhaupt nicht in Betracht. Der Turm und die Gärtnerei waren für ihn zwei verschiedene Paar Schuhe. Aber er sollte sich irren. Es war eine Nacht, die man als typisch englisch oder mit dem Wort ungemütlich umschreiben konnte. Zudem stand die Jahreszeit auf der Kippe. Der Winter war noch nicht verschwunden, und der Frühling wollte nicht so recht kommen. Der Wind blies aus Nordwest, zwar nicht allzu stark und kalt, doch Victor war froh, Handschuhe übergestreift zu haben, denn er hätte sonst klamme Finger bekommen.

An die Unebenheiten der Strecke hatte er sich längst gewöhnt. Sein Drahtesel schaukelte durch Querrillen, rumpelte über kleine Bodenerhebungen, und Victor wurde durchgeschüttelt. Er beugte sich im Sattel weit vor, um dem Wind wo wenig Widerstand wie möglich zu bieten.

Je näher er dem alten Turm kam, um so nervöser wurde er. Aus der Ferne wirkte er wirklich wie eine schlanke Zigarre oder wie ein Schornstein, von nahem jedoch war zu sehen, wie dick und gewaltig die Mauern waren. Das mussten sie sein, ansonsten hätten sie dem

Sturm der Zeiten nicht trotzen können.

Noch einmal führte der Weg bergauf, und Victor musste sich in die Pedale stellen, um den kleinen Hügel zu schaffen, dann hatte er es hinter sich und den großen Platz erreicht, der den Turm umgab. Hier hatte nie jemand Gras gemäht oder Unkraut gejätet. Das wilde Gras wuchs fast kniehoch, und zwischen den Halmen breiteten sich die dicken Unkrautblätter aus.

Victor wollte rechts an dem Turm vorbeifahren, es war der kürzeste Weg zur Gärtnerei, denn die ersten Felder begannen bereits hinter dem Turm. Ein erneuter Windstoß fuhr über den Platz, kämmte das lange Gras und wirbelte am Himmel die Wolken durcheinander, so dass es einige freie Flecken gab. Durch einen schimmerte fahl die Sichel eines Halbmondes. Sein blasses Licht streifte die dicken Mauern des Hexenturms, und Victor hatte für Sekunden das Gefühl, als würde über ihnen ein Schleier aus Silber liegen.

Dann hörte er die Schreie.

Er hatte sich wieder auf den Sattel gesetzt, und der Laut traf ihn so unvorbereitet, dass er fast vom Fahrrad gefallen wäre. Im letzten Augenblick konnte er sich noch mit dem rechten Fuß am Boden abstützen. In dieser Haltung blieb er stehen. Den Kopf neigte er etwas vor, seine Augen wurden groß, die Blicke waren auf die Mauer des Turms gerichtet.

Hatte er sich verhöhrt? Wenn nicht, wer hatte den Schrei dann ausgestoßen? Ein Tier?

Die alten Geschichten fielen ihm ein. Dort wurde von den Seelen der Toten gesprochen, die keine Ruhe finden konnten. Ob sie vielleicht geschrien hatten?

Er schüttelte sich, als er daran dachte, und über seinen Rücken rann ein Schauer. Ich stehe hier auf verfluchter, blutgetränkter Erde, dachte er und bekam Angst.

Wieder der Schrei. Jammernd, heulend und direkt vom Turm her,

als würde dort jemand gequält.

Victor schaute hoch zum Himmel. Die schmale Mondsichel stand zwischen den Wolken, ansonsten war es dunkel. Nicht ein Stern funkelte, ein düsteres Grau zeichnete das Firmament. Unheimlich war es schon.

Victor stieg vom Rad und kickte den Ständer nach unten. Er selbst nahm sein Gewehr von der Schulter. Die Waffe gab ihm das Gefühl der Beruhigung. An Geister wollte er nicht so recht glauben, denn er dachte sofort an die Rosendiebe, die sich bestimmt einen Spaß mit ihm erlaubten und ihn bereits die ganze Zeit über beobachtet hatten. Denen wollte er es zeigen.

Er wandte sich nach rechts und ging mit schussbereitem Gewehr auf den Turm zu. Der Eingang war nie verschlossen. Es hatte mal eine Tür gegeben. Sie war jedoch einfach rausgerissen worden. Man hatte die Täter nie gefunden.

Victor wusste selbst nicht, woher er den Mut nahm, den Turm zu betreten. Vielleicht hatten die Worte seines Chefs Ernest Goring doch eine so nachhaltige Wirkung hinterlassen, dass er seine Angst einfach vergaß, auf jeden Fall kam er dem Eingang immer näher. Wieder fuhr ein Windstoß heran. Seine alte Windjacke knatterte, und die Kapuze stellte sich hoch. Der Wind heulte um das alte Gemäuer, als wollte er ein Klagelied singen und den einsamen Mann davor warnen, den Turm zu betreten.

Flüsternd erzählten sich die Menschen von einem Ort des Schreckens. Hier nun war es. Hier spielte selbst die Natur verrückt, und Victor glaubte, das Heulen der Elemente als eine Warnung zu verstehen. Schussbereit hielt er sein Gewehr. Den Kolben hatte er an den Hüftknochen gestemmt, der Finger lag in der Nähe des Abzugs, er würde sofort reagieren, wenn sich etwas tat.

Düster war es im Innern des alten Turmes. Durch die dicken Steine drang auch tagsüber kein Sonnenstrahl. Erst weiter oben im Gemäuer

begannen die kleinen Fenster. Schießschartenartige Luken, mehr nicht. Überwachsen mit wildem Efeu und Moos, das sogar ein Flechtwerk vor dem kleinen Fenster gebildet hatte.

»Ist hier jemand?« Er rief in den Turm hinein, und als hohles Echo geisterte seine Stimme über die kahlen Wände. Keine Antwort.

»Kommt raus, ihr Diebe!«

... Diebe... Diebe, tönte es. Der Turm schien wirklich leer zu sein. Victor konnte man als einen Starrkopf bezeichnen. Wenn er sich einmal etwas vorgenommen hatte, dann führte er es auch durch. Bis zum bitteren Ende. So war man es von den Menschen dieser Gegend gewohnt, und auch Victor bildete keine Ausnahme.

Er musste sich diesen Turm einfach ansehen. Dort war etwas geschehen. Jemand hatte geheult, und es war wirklich nicht der Wind gewesen, sondern ein Lebewesen.

Mit eingezogenem Kopf betrachtete er das Innere. Wohl war ihm nicht in seiner Haut. Er fürchtete sich, aber er hätte es nie zugegeben. Niemand griff ihn an, als er in das Innere schlich. Wenn die Gefahr tatsächlich im Dunklen lauerte, dann blieb sie auch dort und interessierte sich nicht für den Mann. So seine Gedankengänge.

Er wunderte sich, wie groß der Durchmesser des Turms war. Von außen merkte man das nicht, und um den Turm herumgegangen, das war er noch nie. Er blieb stehen und schaute über die Schulter. Deutlich zeigte sich die offene Eingangstür im Mauerwerk. Ein helleres Viereck, ein sicherer Fluchtweg.

Da geschah es. Von oben her fuhr etwas Schwarzes auf ihn zu. Ein Wesen, das irgendwo in der dunklen Wand gelauert hatte. Es kam schnell wie ein Pfeil, und Victor drehte durch.

Er riss seinen alten Sturmkarabiner hoch und drückte ab. Krachend entlud sich der Schuss. Den Rückschlag der Waffe konnte er kaum auffangen, er hörte auch nicht, wie die Kugel in den Stein klatschte, weil grollende Echos jedes andere Geräusch übertönten.

Das Wesen wischte davon. Es flog auf die Tür zu, und als der Mann ihm einen Blick hinterher warf, atmete er sichtlich auf. Kein Geist hatte ihn erschreckt, sondern ein normaler Vogel. Wahrscheinlich eine Krähe. Er atmete auf - und wurde im nächsten Moment mit dem erneuten Schrecken konfrontiert.

Lachen! Grell und gemein. Es stieg hoch, schallte als vielfaches Echo und schauriger Chor von den nackten Wänden zurück und tönte grell in den Ohren des Mannes.

Aber nicht nur das Gelächter war zu hören, auch ein höhnisches Jammern und Schreien, ein verzweifelt Heulen, wie es nur Menschen in einer unendlichen Qual ausstoßen können.

Die Geräusche kamen von allen Seiten. Rechts und links, vorn und hinten. Eine schaurige Melodie tönte durch den alten Hexenturm, und Victor drehte sich verzweifelt um die eigene Achse, weil er nach der Ursache des Gelächters suchte.

Da mussten doch welche sein, da hatte sich jemand versteckt, das Lachen und Schreien konnte nicht aus der Wand kommen.

»Wo seid ihr!« brüllte der Mann und drehte sich immer wilder. »Wo seid ihr, verdammt? Gebt Antwort!« In seiner Panik machte er genau das Falsche.

Immer wieder zog er den Abzug zurück. Die Schüsse dröhnten durch das Gemäuer, vermischten sich mit den unheimlichen Geräuschen zu einem höllischen Inferno, das den guten Victor fast zum Wahnsinn trieb. Plötzlich drehte sich nicht nur er selbst, sondern auch alles andere vor seinen Augen. Er verlor völlig die Orientierung, wusste nicht mehr, wo er genau stand, das mörderische Karussell hielt ihn gefangen, und er taumelte immer wieder im Kreis, bis er nicht mehr konnte, so dass die Beine nachgaben.

Schwer schlug er auf. Mit der Stirn prallte er gegen einen scharfkantigen Stein. Blut quoll aus einer kleinen Wunde, er merkte es nicht einmal. Victor lag auf dem Boden und hatte seine Hände

gegen die Ohren gepresst. Er konnte und wollte die schaurigen Geräusche nicht mehr hören.

Der Hexenturm war verflucht. Das merkte er deutlich. Am Anfang hatte er noch daran gedacht, dass jemand ein Tonband aufgestellt haben konnte, jetzt nicht mehr.

Dann verebbte das Gelächter. So schnell und plötzlich, wie es auch aufgeklungen war. Es wurde still.

Bei Victor dauerte es eine Weile, bis er begriff, dass die Ruhe ihn wieder umfing. Zögernd nur löste er seine Hände von den Ohren, winkelte die Arme an und erhob sich.

Noch immer hatte ihn der Schwindel nicht völlig verlassen, und er taumelte. Dann bückte er sich und musste zweimal zugreifen, um sein Gewehr in die Hand zu bekommen.

Mühsam brachte er es in die Höhe. Die Waffe fühlte sich auf einmal doppelt so schwer an. Mit beiden Händen musste er sie festhalten. Zudem benutzte er sie auch als Stütze, um auf den Eingang zuzugehen und den Turm zu verlassen.

In Schweiß war er gebadet. Kalt fuhr der Wind gegen sein Gesicht und auch unter die Kleidung. Er riss den Mund auf und atmete schwer. Erst jetzt spürte er den Schmerz der kleinen Stirnwunde. Mit den Fingerspitzen tastete er darüber, schaute seine Hand an und sah die kleinen Blutstropfen.

»Dieser verdammte Turm!« flüsterte er. »Er ist verflucht. Verflucht!« schrie er, hob den Arm und drohte mit der Faust, bevor er mit einem Schluchzen auf den Lippen in die Knie sank.

Stumm und drohend stand hinter ihm der Hexenturm. Wie ein finsterer Wächter aus uralter Zeit, der genau zu wissen schien, dass die blutigen Überraschungen erst begannen...

Jack Adrian, genannt Karate-Jack, wohnte wirklich in keiner guten Gegend. Sie war so finster und mies, dass ich Angst um meinen

Bentley bekam. Doch ich hatte in den sauren Apfel gebissen und musste ihn jetzt auch auf essen.

Düstere Straßen, nur wenige Laternen leuchteten. Die anderen waren Opfer wilder Zerstörungswut geworden. Die Scheinwerfer meines Wagens schufen helle Bahnen, enthüllten einen Teil des Elends und der Armut, das sich in diesem Straßenghetto ausgebreitet hatte. Mir war bekannt, dass hier zahlreiche Kolonial-Engländer lebten. Farbige aus Übersee, die in London die große Chance gesucht und doch nicht gefunden hatten.

Jetzt verslumten die Menschen. Arbeit bekamen sie nicht. Es war keine da. Man lebte von der Hand in den Mund und von dem, was die Straße gab. Raub, Diebstahl, auch Mord.

Ich musste langsam fahren. Die Straßen waren eng, manche winklig. Einmal sprang ein Betrunkener in das Licht der Scheinwerfer. Er schwenkte eine Flasche und lachte. Als er sah, dass ich nicht stoppte, torkelte er fluchend zur Seite und schimpfte hinter mir her. Im Innenspiegel sah ich, dass er nicht betrunken gewesen war. Vier seiner Kumpane lauerten in einer dunklen Einfahrt.

Karate-Jack wohnte in Nähe der Borough High Street. Die Adresse fand ich sofort. Als der Bentley in die Straße einrollte, atmete ich ein wenig auf. Hier war es nicht ganz so düster wie noch ein paar Ecken weiter. Es gab ein Kinocenter, das mit einer grellen Reklame für sich warb, und ich sah auch einige Geschäfte. Kleine Läden, die alles mögliche verkauften. Ein Porno-Shop durfte natürlich nicht fehlen, und auch die Karate-Schule war zu erkennen. Als Leuchtstoffröhren-Figuren waren zwei Kämpfer über dem Eingang angebracht, die sich gegenseitig beharkten. Da das Licht an- und ausging, sah es aus, als würden sie sich bewegen und tatsächlich kämpfen. Ein netter optischer Gag.

Einen Parkplatz fand ich. Als ich den Wagen verließ und die Alarmsirene eingeschaltet hatte, wurden zwei Typen aufmerksam,

die den Eingang der Karate-Schule besetzt hielten. Sie waren noch jung, strafften ihre Schultern und blickten mir lauernd entgegen. Ich blieb vor ihnen stehen.

»Sind Sie Mitglied?« wurde ich angesprochen.

»Gehört ihr zu den Weißen Engeln?«

»Nein, zum Club.«

»Den Karate-Jack leitet?«

»Genau.« Sie gaben sich wirklich sehr lässig. Wie manche James-Dean-Typen aus den fünfziger Jahren.

»Ist Karate-Jack im Club?« wollte ich wissen.

»Von uns kriegst du keine Antwort.«

Ich hob die Augenbrauen. »Meinetwegen kann ich euch auch eine Einladung zuschicken. Und zwar ins Yard Building, wenn euch das lieber ist!«

Sie schauten sich an. Die Leuchtreklame der Schule ließ ihre Gesichter fahl aussehen. »Ein Bulle.«

»Also, was ist?«

»Jack Adrian ist in seiner Bude.«

»Danke.«

Ich machte kehrt und ging. Adrian wohnte neben der Schule in einem alten Haus. Auch hier war der Eingang besetzt. Ein Walkman tanzte auf den Treppen herum. Das sind die Typen, die einen Kopfhörer über den Scheitel gestülpt und das Radio in der Tasche haben. Sie hören heiße Musik und bewegen sich dementsprechend.

Mich sah der Knabe überhaupt nicht. Ich drückte mich an ihm vorbei und betrat das Haus.

In den ersten Stock musste ich. Ich hatte eine Bruchbude erwartet, denn von außen sah der Kasten wirklich nach nichts aus. Aber ich sah mich getäuscht. Das Licht funktionierte, der Flur war sehr sauber, und das Holz der Treppe glänzte. Hier sorgte jemand für Ordnung. Ich stieg die Stufen hoch.

In der ersten Etage gab es zwei Türen, die nebeneinander lagen. An der linken entdeckte ich das Schild mit dem Namen Adrian. Ich schellte. Sofort wurde geöffnet, und das Gesicht eines jungen Mannes schaute mich an. »Sie sind der Bulle, wie?«

»Genau.«

»Kommen Sie rein.«

Auf der Matte trat ich mir die Füße ab. Das Nachrichtensystem funktionierte bei den Leuten hervorragend. Eine weibliche Stimme rief:

»Wer ist es denn, Jacky?«

»Besuch für mich, Mutter.«

»Ach so.«

Als ich die Tür schloss, wandte Adrian sich um. »Ich lebe mit meiner Mutter zusammen und pflege sie ein wenig. Seit einem Unfall sitzt sie im Rollstuhl.« Er lächelte und winkte ab. »Aber lassen wir das. Deshalb sind Sie nicht gekommen. Habe ich etwas angestellt?«

»Nein, Mr. Adrian.«

»Sagen Sie Jack.« Er zog die Augenbrauen zusammen. Man sah es ihm an, dass er den Kampfsport betrieb. Sein Körper wirkte durchtrainiert, geschmeidig, und unter dem blauen Trainingsanzug spielten die stark ausgeprägten Arm- und Beinmuskeln. Jack hatte ein schmales Gesicht, pechschwarzes Haar und trug einen Oberlippenbart. Seine Augen blickten offen, nicht verschlagen.

Er führte mich in sein Zimmer. Es war eine Mischung aus Fitnessraum und Büro. Regale und Schreibtisch bestanden aus hellem Kiefernholz. Die Sitzgruppe war mit beigem Leinenstoff bezogen. Auf dem kleinen Tisch lagen Stapel mit bedrucktem Papier, und in einer Ecke waren Hanteln und Expander aufgebaut sowie ein Hometrainer.

»Setzen Sie sich. Möchten Sie etwas trinken?«

»Wasser.«

Er grinste. »Aus der Leitung?«

»Wenn's geht Mineralwasser.«

»Okay.« Er verschwand, ich hörte ihn mit seiner Mutter sprechen, dann kam er mit der Flasche und zwei Gläsern zurück. Während er einschenkte, stellte ich mich vor. »John Sinclair also«, sagte er nickend und drehte den Schraubverschluss wieder zu. »Ein hoher Besuch, Wirklich.«

»Sie kennen mich?«

»Man hört so einiges über Sie. Zudem sollen Sie ein fairer Mann sein, Cheerio.« Er hob sein Glas.

Auch ich trank. Bevor ich meine Fragen stellte, gab ich eine Erklärung ab. »Ich komme nicht, um Sie zu überprüfen, weil Sie oder Ihre Freunde etwas Unrechtes getan haben. Im Gegenteil, ich stehe Ihrer Arbeit positiv gegenüber, aber es sind da einige Punkte aufgetaucht, die ich gern geklärt hätte.«

Jack ließ sich ebenfalls in einen Sessel fallen. »Ehe Sie in die Vollen gehen«, sagte er, »möchte ich darauf hinweisen, dass ich nichts gegen meine Freunde aussage, das ihnen schaden könnte.«

»Das brauchen Sie auch nicht.«

»Dann ist es gut.«

»Es geht um folgendes. Am heutigen Abend wurde ich von zwei Weißen Engeln überholt. Als wir an einer Ampel stoppen mussten, warf mir einer eine gelbe Rose auf die Kühlerhaube meines Wagens. Das ist normalerweise nicht schlimm, doch gegen gelbe Rosen bin ich momentan allergisch. Aus Gründen, die ich erst noch für mich behalten möchte, wenn Sie verstehen.«

»Kaum, aber weiter.«

»Meine Frage: Haben Sie irgend etwas mit diesen gelben Rosen zu tun gehabt?«

»Nein.«

Die Antwort kam sehr spontan, so dass ich ihn bat, noch einmal

darüber nachzudenken. »Wirklich nicht.«

»Also nichts mit einer gelben Rose?«

»Wirklich nicht, Oberinspektor. Ich wüsste auch keinen Club, der sich so nennt.«

»Haben Sie schon einmal den Namen Gordon Schreiber gehört?«

»Kann mich nicht erinnern.«

»Oder Wikka?«

Er schaute mich an. »Wikka«, murmelte er. »Hört sich sehr seltsam an, finden Sie nicht auch?«

»Ja.«

»Wer ist das denn?«

»Im Augenblick spielt das keine Rolle. Ich hätte nur gern gewusst, ob Sie den Namen schon einmal vernommen haben?«

»Nein.«

»Und was ist mit den anderen Mitgliedern Ihrer Vereinigung? Haben die vielleicht etwas davon gehört?«

»Man müsste sie fragen.«

»Wo?«

Jack Adrian nahm einen Schluck. »Das ist in der Tat das Problem. Wo kann man die anderen finden? Also hier nicht. Wir haben heute unseren freien Tag. Ich kümmere mich an diesem Abend immer um meine Mutter. Was die anderen machen, weiß ich wirklich nicht.«

»Sind sie gemeinsam weg?«

Er hob die breiten Schultern. »Alles ist möglich, wirklich. Ich weiß es nicht genau. Manchmal gehen sie in eine Flipperhalle und spielen eine heiße Kugel. Andererseits sind wir auch an den freien Tagen oft getrennt. Das kommt ganz darauf an.«

»Wie viele Mitglieder zählen die Weißen Engel?«

»Mit mir elf.«

»So viele?«

»Ja.«

»Können Sie mir die Namen geben?«

Er schaute mich an und grinste. »Da steckt doch etwas dahinter, Oberinspektor. Was haben die Jungen und Mädchen angestellt?«

»Nichts an sich. Ich muss nur jeder einzelnen Spur nachgehen, das verstehen Sie doch.«

»Klar.« Er grinste weiter. »Irgendwie gefallen Sie mir, Mr. Sinclair. Ehrlich, ich werde Ihnen die Namen der Mitglieder aufzählen.« Er tat es. Ich hörte genau zu und erfuhr auch, dass zwei Mädchen zu den Weißen Engeln gehörten.

»Die haben wir buchstäblich aus der Gosse geholt«, erklärte mir der junge Mann, den ich auf 21 Jahre schätzte. »Lilian Day ist eine Weiße. Dahlia Serranos Wiege hat in der Karibik gestanden. Als das Mädchen zwei Jahre alt war, kamen seine Eltern hier nach London.«

»Aber einen Namen haben Sie vergessen.«

»Wieso?«

Ich lächelte. »Es waren nur zehn, wobei Sie sich mitgezählt hatten.«

»Stimmt, ich habe wirklich einen nicht genannt. Er ist erst vor knapp vier Wochen zu uns gestoßen und passt eigentlich nicht hierher, weil sein Vater schwer Geld hat. Der Junge heißt Harry Goring. Er wohnt sogar außerhalb von London, und sein Alter hat...« Er sprach plötzlich nicht mehr weiter, schaute mich mit halb offenem Mund an und hatte seine Stirn gekraust.

»Was ist?«

»Dass ich da nicht sofort draufgekommen bin«, murmelte er.

»Auf was, bitte?«

»Harrys Vater, der alte Goring, ist ein ziemlich bekannter Mann. Er besitzt eine Gärtnerei und gehört zu den berühmtesten Rosenzüchtern der Insel. Sie haben doch vorhin von Rosen gesprochen, oder?«

Das hatte ich in der Tat. Rosen also. Verdammt, da war ja die heiße Spur, das Verbindungsglied zwischen den White Angels und den blutigen Rosen.

»Merken Sie was?« fragte mich der junge Mann.

»Ein wenig.«

Jack Adrian sprang auf. »Nein«, sagte er und schüttelte den Kopf. »Ich kann mir nicht vorstellen, dass Harry etwas damit zu tun haben könnte. Ich meine, mit Ihrem Fall. Bevor er zu uns kam und akzeptiert wurde, haben wir ihn wirklich auf Herz und Nieren geprüft, das können Sie mir glauben.«

Ich nickte. »Natürlich, Jack, ich glaube Ihnen. Aber sehen Sie auch in den Kopf eines Menschen?«

»Natürlich nicht.«

Da schrillte das Telefon. Der Apparat stand in der Diele, und Jack musste das Zimmer verlassen. Ich wartete so lange und leerte mein Glas. Dieser Besuch hatte mir viel eingebracht und mir weitergeholfen. Harry Goring war für mich jetzt eine heiße Spur, die ich auf keinen Fall erkalten lassen durfte.

Ich hörte Adrian sprechen, verstand allerdings nicht, was er sagte. Auch glaubte ich, ein schluchzendes Geräusch zu vernehmen, und als Karate-Jack zurückkam, waren seine Schritte schlurfend. Im Türrechteck blieb er stehen. Er war bleich im Gesicht. Wangen und Lippen zitterten. In seinen Augen schimmerten Tränen, und er fiel zur Seite, bis das Türfutter ihn bremste.

Ich sprang auf. »Was haben Sie?«

Er schüttelte den Kopf und schlug die Hände vor sein Gesicht. Ein paar Mal vernahm ich ein gepresst klingendes »Nein, nein.«

Obwohl mir selbst die Spannung unter den Nägeln brannte, ließ ich mir Zeit. Schließlich fragte ich. »Was ist denn geschehen, das Sie so fertig macht?«

Seine Hände wankten nach unten. Mit tonloser Stimme erwiderte er:

»Ich habe Ihnen doch vorhin von den beiden Mädchen erzählt, nicht wahr?«

»Ja, das haben Sie.«

»Eines davon lebt nicht mehr. Lilian Day. Sie... sie ist tot. Man hat sie ermordet!« schrie er...

An Szenen wie diese konnte ich mich nie gewöhnen. Das waren die Scheinwerfer, die ihr kaltes Licht auf den Straßenbelag warfen und grausam jedes Detail hervortreten ließen. Mir kam es immer vor, als würde man die Ruhe eines Toten stören.

In diesem Fall war es eine junge Frau. Nein, ein junges Mädchen. Neunzehn Jahre alt, eiskalt umgebracht durch einen Messerstich. Die Leiche lag vor dem Eingang zu einer U-Bahn-Station. Der rechte Arm war ausgestreckt, und die Hand hing über der obersten Kante der Stufe. Die Männer der Mordkommission verrichteten schweigend ihre Arbeit. Polizisten hatten einen Sperring gebildet, um die Gaffer möglichst weit vom Tatort wegzuhalten.

Ich hatte Jack Adrian mitgenommen. Er konnte die Tote auch gleichzeitig identifizieren. Jetzt stand er etwas außerhalb, hielt den Kopf gesenkt und starrte auf das feuchte Pflaster.

Auch der U-Bahn-Eingang war abgesperrt worden. Die Fahrgäste mussten einen anderen nehmen. Beamte der Mordkommission machten sich auf die Suche nach Zeugen. Natürlich fanden sie keine. Niemand hatte etwas gesehen. Entdeckt worden war die Tote von Schichtarbeitern, die sich auf dem Weg nach Hause befanden. Ich zündete mir eine Zigarette an und sah zu, wie die Leiche abgedeckt wurde. Der Arzt hatte seine ersten Untersuchungen abgeschlossen, und auch die Aufnahmen des Fotografen befanden sich im Kasten. Für die Männer der Mordkommission war es Routine, für diejenigen, die unmittelbar betroffen waren, nicht.

Jack Adrian litt unter dem Mord. Er war kaum ansprechbar. Ich ließ ihn deshalb in Ruhe.

Zwei Männer hievten die Tote in einen Sarg. Er bestand aus

Kunststoff und war ein unwürdiges Transportmittel, wobei er mehr einer kleinen Wanne glich.

Mit leerem Blick starrte Jack Adrian den Männern hinterher und schüttelte dabei den Kopf, als könnte er es noch immer nicht begreifen. Ich sprach ihn an.

»Haben Sie eine Erklärung, Jack?«

»Nein.«

»Ein Racheakt?«

Er hob die Schultern. »Das ist natürlich möglich. Wir haben manchem auf die Zehen getreten. Dealern und Gangstern. Vielleicht musste es einmal so kommen.« Mit einem Ruck warf er sein Haar nach hinten.

»Aber eins schwöre ich Ihnen, Oberinspektor. Diesen Mörder werden wir kriegen, und dann Gnade ihm Gott.«

Ich schüttelte den Kopf. »Keine Rachetour auf eigene Faust. So etwas bringt nichts.«

»Nichts, sagen Sie?« Er nickte wild. »Doch, es bringt etwas. Diese verdammten Halunken sollen merken, dass mit uns nicht zu spaßen ist«, knirschte er. »Nichts gegen Sie oder Ihre Kollegen. Aber manchmal sind wir besser als die Polizei.«

»Sie begeben sich nicht nur auf ein gefährliches Pflaster, Jack, Sie machen sich gleichzeitig noch unglücklich, glauben Sie mir. Ein privater Rachefeldzug hat noch keinem etwas genützt. Ich habe da meine Erfahrungen.«

»Sie reden wie alle Bullen!«

»Jack, lassen Sie es nicht soweit kommen, dass Sie sich auch gegen uns stellen. Noch haben Sie das Wohlwollen der Polizei. Ich verspreche Ihnen, dass ich den Mörder finde.«

Er lachte bitter und warf seinen Kopf zurück. »Was glauben Sie, wie oft ich das schon gehört habe. Zahlreiche Bullen haben mir erzählt, dass sie die Dealer schnappen wollen. Was ist dabei

herausgekommen? Nichts. Die Rauschgifthändler laufen nach wie vor frei herum und verkaufen ihr verdammtes Gift. Unsere Methoden sind da besser, und ich spreche auch aus Erfahrung.«

»Wenn es nun kein Dealer war?«

»Wieso?«

»Es ist möglich, dass jemand anderer der Mörder von Lilian Day ist. Oder nicht?«

»Wer sollte denn ein Interesse daran haben, sie zu töten?«

»Sie wissen selbst, mit welchen Fällen ich mich beschäftige.«

»Ja, mit irgendwelchem okkulten Kram.«

»Genau, bleiben wir ruhig dabei. Dieser okkulte Kram kann sehr gefährlich werden. Ich meine dies nicht nur, sondern bin sogar überzeugt davon, dass ganz andere Personen hinter dem Mord an Lilian Day stecken. Eine gefährliche Gruppe, die ich zu bekämpfen habe und die vielleicht sogar mit den Weißen Engeln in Verbindung steht.«

Jack holte tief Luft. »Wissen Sie eigentlich, was Sie da gesagt haben?«

»Das weiß ich.«

»Sie unterstellen mir tatsächlich, dass meine Gruppe mit irgendwelchen Mördern zusammenarbeitet. Das ist eine Ungeheuerlichkeit. Wenn Sie kein Polizist wären, dann...«

»Beruhigen Sie sich«, erwiderte ich. »Bleiben Sie ganz ruhig, Jack.«

Seine Haltung hatte sich gestrafft. Er sah aus, als wollte er mir an die Kehle. Plötzlich machte er auf dem Absatz kehrt und rannte davon. Ich rief ihm noch nach, doch er wollte nicht hören.

Nachdenklich hob ich die Schultern. Es hatte einmal so weit kommen müssen. Diese Gruppen, so ehrenvoll ihre Aufgabe auch war, drehten durch, wenn ein Gewaltverbrechen an einem ihrer Mitglieder verübt wurde. So begaben sie sich ins Abseits.

Auch die Mordkommission dampfte wieder ab. Zurück blieb ich. Mein Bentley stand wie verloren auf der Verkehrsinsel des U-Bahneingangs. Allmählich verstreuten sich auch die Neugierigen.

Ich ging zu meinem Wagen und setzte mich hinter das Lenkrad. Der Besuch bei Jack Adrian hatte sich wirklich gelohnt, denn meiner Ansicht nach hielt ich den Anfang eines roten Fadens in der Hand. Und dieser Anfang hatte einen Namen.

Harry Goring. Sein Vater züchtete Blumen. Er war Jacks Aussage nach einer der größten Gärtner Englands. Es musste doch mit dem Teufel zugehen, wenn ich ihn nicht fand.

Ein Telefonbuch hatte ich natürlich nicht griffbereit, deshalb setzte ich mich mit unserer Zentrale in Verbindung und ließ mir die Adresse der Familie Goring heraussuchen. Es gab zwei. Einmal eine in London und eine zweite außerhalb der Stadt, wo sich auch die Gärtnerei befand. Henley-on-Thames hieß der kleine Ort, in dessen Nähe sich der Goringsche Betrieb befand. Für mich stand fest, dass ich noch in der Nacht eine kleine Reise unternehmen würde...

Victor hatte sich wieder erholt!

Er kniete nicht mehr am Boden und war zu seinem Fahrrad gewankt. Seine Hände umkrampften die Lenkstange so hart, dass die Knöchel hervortraten. In seinem Gesicht zuckte es. Die Zunge fuhr aufgeregt über die Lippen, und am Rücken spürte er wieder den Druck seines Karabiners. Fast hätte er die Waffe in seiner Panik leergeschossen, ein Ersatzmagazin trug er nicht bei sich.

Es kostete ihn Mühe, den Kopf zu drehen und den Hexenturm mit einem scheuen Blick anzuschauen. Dabei rieselte eine Gänsehaut über seinen Rücken. Wenn er berichtete, was er erlebt hatte, würde ihm das kein Mensch glauben. In diesen Mauern hauste in der Tat das Grauen. Die alten Geschichten stimmten, die Leute hatten wirklich nicht gelogen. Der Hexenturm war verflucht.

Victor fühlte sich nicht mehr in der Lage, auf sein Fahrrad zu steigen. Er war einfach zu schwach, der Schock des erst kürzlich Erlebten nistete noch in seinen Gliedern. Deshalb schob er den Drahtesel vor sich her, denn seine Aufgabe hatte er nicht vergessen. Er wollte die Gärtnerei nach einem Dieb absuchen. Der Turm war leer, da hatte sich keiner versteckt, zudem wäre er von den unheimlichen Geschehnissen leicht vertrieben worden.

Nicht weit hinter dem Turm begann das Gelände der Gärtnerei. Es war eingezäunt. Ein grüner Maschendrahtzaun umlief es. Er erreichte in seiner Höhe etwa die zweimalige Größe eines ausgewachsenen Menschen.

Vorhin, als Victor den Turm betrat, war der Wind steif gegen seinen Körper gefahren, als hätten fremde, unheimliche Mächte ihn dirigiert. Jetzt flaute er ab. Nur noch der normale Nachtwind wehte über die weite Landschaft. Der Mond war auch nicht mehr zu sehen. Victor befand sich allein in der seltsamen, grauen Dunkelheit.

Er bewegte sich an der Ostseite des Geländes entlang. Einen Weg gab es hier nicht. Victor schritt über das Gras einer Weidefläche, auf der im Sommer die Kühe standen.

Vom Ort war nichts zu sehen. Er lag jenseits der Gärtnerei in einer kleinen Senke. Das etwas ansteigende Gelände hier schützte ihn auch gegen das Hochwasser von der Themse.

Wenn sich Victor auf die Zehenspitzen stellte und über die jenseits des Zauns eingepflanzten Gewächse schaute, dann sah er schon die schrägen Dächer der beiden Treibhäuser. Trotz der herrschenden Dunkelheit glänzten sie matt.

Er wollte nicht den Haupteingang nehmen, sondern den kleineren an der Ostseite. Victor besaß für sämtliche Eingänge die Schlüssel. Die kleinen Tore bestanden aus Metallstäben. Zwischen den Verstrebrungen spannte sich grünes Drahtgeflecht.

Sein Fahrrad ließ der Mann stehen, als er das kleine Tor erreichte.

Er suchte den passenden Schlüssel hervor und öffnete. Die kleine Tür quietschte in den Angeln, als er sie nach innen drückte und das Gelände betrat.

Schachbrettartig waren die Wege angelegt. Dazwischen befanden sich die großen und kleinen Felder, auf denen all das wuchs, was in der Gärtnerei verkauft wurde. Es war ein gewaltiges Gebiet, das Goring sein Eigentum nannte. Für ein Butterbrot hatte er es damals praktisch gekauft und seine wirklich großzügigen Anlagen aufgebaut.

Victor schlug den linken Weg ein. Dort standen die beiden großen Treibhäuser, unter deren Dächern die Rosen gezüchtet wurden. Sie befanden sich auch nicht weit von dem Geschäftshaus und den Verkaufsräumen der Gärtnerei entfernt. Beides war ebenfalls in flachen Gebäuden untergebracht worden, aus Stein errichtete Verkaufsbaracken.

Sein Gewehr hatte Victor wieder von der Schulter genommen. Angst verspürte er nicht, denn nicht zum ersten mal ging er des Nachts über das einsam daliegende Gelände. Auch von den Dieben hatte er noch keine Spur entdeckt. Seiner Ansicht nach würden sie erst gegen Mitternacht erscheinen, wenn sie sicher sein konnten, dass die meisten Menschen schliefen. So jedenfalls stand es immer in den Büchern, die Victor des öfteren las.

Bevor er das erste Treibhaus betrat, prüfte er die Türen des Verkaufsgebäudes. Sie waren verschlossen. Mit einer Taschenlampe leuchtete er die Schlösser ab. Keine Kratzer zu sehen, daran hatte sich wirklich niemand zu schaffen gemacht.

Zufrieden nickte er und schritt weiter. Er ging jetzt über den kleinen Platz, wo auch die rostigen Fahrradhalter standen, und lenkte seine Schritte dem Treibhaus entgegen. Erst wenn man es betreten hatte, erkannte man seine wahre Größe. Von außen sah es wesentlich kleiner aus.

Er öffnete die Tür. Sie war aus Leichtmetall gefertigt und quietschte

in den Angeln, als er sie aufschob. Zudem schabte sie noch mit der Unterseite über den Fußboden. Zwischen Beton und Metall hatten sich winzige Steine festgeklemmt.

Der Lampenstrahl stach in die Dunkelheit. Er zerschnitt sie regelrecht, und als Victor die Tür hinter sich zuzog, da umging ihn eine andere Welt. Die Luft war feucht. Sie legte sich beim Atmen schwer auf die Lungen. Zudem war sie angefüllt mit einem nahezu betäubenden Duft, den Victor regelrecht schmecken konnte, als er ihn einatmete. In der Mitte des Treibhauses gab es einen langen Gang. Rechts und links standen erhöht die Beete mit den Rosen. Es waren wirklich Tausende von Blüten, und alle schimmerten in einem satten Gelb. Zudem liefen auf dem Boden Wasserschläuche entlang, und unter der Decke, wo sich die beiden Schrägen der Dachhälften trafen, schimmerten zwei dicke weiße Kabel. Die Lampen innerhalb des Treibhauses waren durch Gitter geschützt, und weiter hinten klang das eintönige Brummen der Klimaanlage, die die Temperatur konstant hielt. Die gläsernen Seitenwände wiesen keinerlei Beschädigungen auf. Wenn die Diebe das Treibhaus betreten hatten, dann immer durch die Tür. Zudem war es leicht, sich von einem einfachen Schloss einen Nachschlüssel herstellen zu lassen.

Victor hatte sich schon einen Plan zurechtgelegt. Er wollte dort auf die Diebe warten, wo auch die Rosen gefehlt hatten. Das war so ziemlich am Ende des ersten Treibhauses, auf jeden Fall hatten die Blumen bereits zum letzten Feld in der Reihe gehört. Noch war es zur Hälfte gefüllt. Hier wuchsen sowieso die prächtigsten Rosen, und Victor ging davon aus, dass sich der oder die Diebe auch noch die anderen holen wollten.

Er schaltete die Lampe aus, denn er war in diesem Treibhaus praktisch zu Hause. Auch im Dunkeln fand er sich zurecht und konnte sich bewegen, ohne irgendwo anzustoßen. Während er durch den Mittelgang schritt, blickte er immer wieder nach rechts und links, um

sich die herrliche gelbe Pracht anzusehen.

Die roten Rosen und die exzellenten Züchtungen befanden sich im zweiten Treibhaus. Vor allen Dingen hatten die Züchtungen es seinem Chef angetan. Da waren völlig andere Farbkombinationen entstanden, ein sattes Orange oder ein zartes Lila. Wirklich kleine Meisterwerke. An das Summen der Klimaanlage hatte sich der Mann längst gewöhnt. Er hörte es gar nicht mehr, sondern achtete jetzt auf andere, fremde Geräusche.

Nichts rührte sich. Nur seine eigenen Schritte waren zu vernehmen. Schließlich erreichte Victor das Rosenfeld, von dem die Blumen gestohlen worden waren.

Es lag fast am Ende des Treibhauses. Die kleine Tür an der Rückseite konnte er fast mit der Hand greifen, wenn er mit ausgestrecktem Arm neben dem Feld stehen blieb.

Die anderen Rosen waren noch vorhanden. Niemand hatte sie während des vergangenen Tages und auch der Abendstunden gestohlen. Nebeneinander standen sie in der lockeren Erde, die mit gutem Dünger vermischt worden war.

Die Erde stammte aus der Umgebung. Auch über sie wussten die Menschen in Henley-on-Thames eine Geschichte. Angeblich sollte sie mit dem Blut der getöteten Hexen getränkt worden sein. Aus diesem Grund wuchsen die Blumen besonders prächtig. Daran hatte Victor nie geglaubt, doch wenn er sich an die Sache im Hexenturm erinnerte, konnte er schon zu zweifeln anfangen.

Stehen bleiben wollte er die Stunden über nicht. Deshalb zog er sich einen alten Hocker heran, blies den Staub von der Sitzfläche und nahm Platz. Das Gewehr stellte er zwischen seine Beine. Nach wenigen Minuten schon merkte er, dass die Jacke bei dieser Temperatur zu sehr wärmte. Er zog sie aus.

Wenn er den Kopf in den Nacken legte und nach oben schaute, dann konnte er durch das Dach blicken. Es war vor wenigen Tagen noch

gereinigt worden und deshalb ziemlich klar. Er sah den Himmel und die düsteren Wolken, die der Wind langsam über das weite Firmament trieb. Es war schon unheimlich, hier zu sitzen und darauf zu warten, dass etwas geschah, besonders deshalb, weil dieser Boden und die unmittelbare Umgebung doch eine blutige Vergangenheit aufwies. Daran wollte Victor nicht denken, sonst verließ er aus lauter Angst noch seinen Posten.

Er schaute auf die Uhr. Noch eine Stunde bis Mitternacht. Wenn die Diebe wirklich kamen, hatten sie sich bestimmt schon auf den Weg gemacht. Victor grinste hart. Die würden sich wundern. Er schaute auf die Mündung seines Karabiners. Mit heißem Blei wollte er sie empfangen, zwar nicht erschießen oder verletzen, sondern vertreiben. Ja, so wollte er es machen.

Dann zuckte er zusammen. Er hatte ein Geräusch gehört. Ein hohes feines Singen, oder war es schon ein Wehklagen gewesen? Genau wusste er es nicht zu sagen, und er nahm eine angespannte Sitzhaltung ein, um zu lauschen.

Etwa in Kopfhöhe befanden sich die Rosen. Als er sich jetzt konzentrierte, da glaubte er tatsächlich, dieses hohe Singen wäre dort aufgeklungen.

Blumen, die singen?

Er wollte lächeln, doch es zerfaserte, und der Mann verzog sein Gesicht zu einer Grimasse. Die Innenflächen der Hände wurden schweißfeucht, und er stemmte sich langsam in die Höhe, wobei er sich am Gewehrlauf abstützte.

Nach seinem Erlebnis im Turm hielt er alles für möglich, und er neigte seinen Kopf vor, um in die Blütenkelche hineinzuschauen. Sie sahen normal aus. Nur etwas hatte sich verändert. Die Blumen wiegten hin und her, als würden sie einer unhörbaren Melodie gehorchen.

»Das... das ist doch nicht möglich«, murmelte Victor. »Ich... ich

glaube, ich spinne.« Er drehte den Kopf und schaute über die anderen Rosenfelder. Sie standen ruhig. Da war nichts, was sie bewegte. Nur die Rosen direkt vor seinen Augen schwangen.

An eine unnatürliche Erklärung wollte er nicht glauben, deshalb feuchtete er seinen rechten Zeigefinger mit der Zunge an und streckte ihn in die Höhe, um zu prüfen, ob nicht doch Wind durch das Treibhaus fuhr. Er merkte nichts. Aber die verdammten Rosen schwangen von einer Seite zur anderen. Da stimmte doch etwas nicht.

Vorsichtig führte er die Hand an eine Blume. Mit zwei Fingern nur fasste er zu, drückte das Blütenblatt zusammen und vernahm plötzlich einen Schrei.

Er war aus der Blüte gedrungen!

Für eine winzige Zeitspanne schien der Mann regelrecht einzufrieren, dann zog er seine Hand so heftig zurück, als hätte er einen Stromstoß bekommen.

Die Blume hatte geschrien!

Weshalb? Weil er sie angefasst und ihr vielleicht Schmerzen zugefügt hatte? Man schrie nur, wenn man Schmerzen verspürte. Ja, ein Mensch, aber keine Blume. Schließlich war sie nur ein Gewächs. Ein kleines, mieses Gewächs und kein Lebewesen.

»Verflucht!« stieß Victor hervor und wischte über seine Stirn, weil sich dort Schweiß angesammelt hatte. »Diese verdammten Rosen bringen mich noch um den Verstand.« Er glaubte, mit der letzten Entdeckung die Schrecken erkannt zu haben, aber er sollte sich irren. Es lauerten noch ganz andere Dinge auf ihn. Was er eben erlebt hatte, war nicht mehr als ein kleines Vorspiel.

Mit fünf abgespreizten Fingern wischte er über sein Gesicht und knetete mit den Kuppen die Haut. Er blickte auch durch die Öffnungen und sah, dass sich die Rosen verändert hatten. Auf schaurige Art und Weise sogar.

Sie spien eine rote Flüssigkeit, die dicht und träge aus ihren Kelchen rann und nur eins sein konnte.

Blut! Blutige Rosen! Victor konnte es nicht fassen. So etwas hatte er noch nie in seinem Leben erlebt. Rosen, aus deren Kelchen Blut tropfte. Das war einmalig, das gab es nicht, das war Hexerei. Jawohl, Hexerei. Nicht nur der Turm war verflucht, sondern auch das Gelände der Gärtnerei. Hier lauerte das Böse, das Unheimliche, und er, Victor, war mitten hineingeraten in den Strudel des Schreckens. Nicht nur aus einer Blume strömte das dicke, zäh wirkende Blut. Es füllte schon bald die gesamten Kelche aus, strömte über und lief an den Rändern entlang nach unten. Dabei konnte es sich nicht halten. Als dicke Tropfen klatschte es nach unten, fiel auf die grünen Blätter, die sich wegen des Gewichts durchbogen, und landete schließlich auf dem Boden, wo es in der lockeren Erde versickerte, damit es sich sammeln konnte, um anschließend wieder in die Stengel zu steigen, wo der makabre Kreislauf von vorn beginnen konnte.

Victor wusste sich keinen Rat mehr und schlug hastig ein Kreuzzeichen. So wollte er dem Teufelsspek begegnen, aber das Blut strömte weiter und hatte nun jede einzelne Blüte erfasst.

»Nein!« keuchte er. »Nein, das halte ich nicht aus. Das kann nicht sein.«

Er machte auf dem Absatz kehrt, ließ sein Gewehr stehen und rannte den Weg zurück, den er gekommen war. Wie von Furien gehetzt, brachte er genügend Distanz zwischen sich und das makabre Rosenfeld. Er kannte den Weg zwar sehr gut, doch nun geschah das, was ihm zuvor noch nie passiert war. Er stolperte, verlor den Halt und fiel hin. Mit der Schulter rammte er noch einen der hochstehenden Blumenkästen, bevor er sich auf dem Boden überrollte, abstützte und auf die Füße kam. Den Schmerz an der Hüfte verbiss er sich, er wollte nur weg, raus aus diesem Treibhaus

des Teufels.

Mehr stolpernd als gehend näherte er sich dem rettenden Ausgang. Wenn er einmal an der Luft war, dann bekamen ihn keine zehn Pferde mehr zurück. Da interessierte ihn auch nicht der Auftrag, da wollte er nur weg von diesem Ort.

Den Schatten sah er, als es fast zu spät war. Hochgewachsen stand er vor ihm. Zuerst glaubte er an eine Täuschung, doch als er fast gegen ihn gerannt wäre, da erkannte er, dass es ein Fremder war. Dumpfe Schreie drangen aus seinem Mund, als er stoppte und beide Arme hochwarf.

Der Fremde stand dort wie ein Denkmal. Sein Gesicht lag im Schatten, nur in Höhe des Kinns schimmerte die Haut ein wenig bleich. Zudem hielt er etwas in der Hand, was Victor nicht genau erkennen konnte. Erst als der Mann den rechten Arm senkte, sah er das Unglaubliche. Der Fremde hielt einen Rosenstrauß. Doch nicht Blüten wuchsen an den stacheligen Stengeln, sondern kleine Menschenköpfe.

Jane Collins dachte nicht im Traum daran, zu Hause zu warten und einfach Däumchen zu drehen. Das hätte John Sinclair so passen können. Nein, da wollte sie auch ein Wörtchen mitreden. Obwohl sie es eilig hatte, ließ sie sich Zeit zum Nachdenken. Sie zündete sich eine Zigarette an und überlegte. Wenn John so darauf drängte, dass sie sich heraushielt, hatte er seinen Grund, der meist nur ihm gefiel, nicht den anderen. Das wiederum hatte Jane Collins gar nicht gern, die sich als sehr selbständig bezeichnete. Zudem hatte sie noch mit Gordon Schreiber ein Hühnchen zu rupfen, denn schließlich stand er hinter der Sache und wahrscheinlich auch Wikka, die Oberhexe. Die beiden sollten sich wundern.

Zudem hatte John Sinclair ihr unbewusst einen Gefallen getan und ihr wirklich geholfen. Er hatte die Weißen Engel erwähnt. Zwischen

ihnen und den blutigen Rosen musste es eine Spur geben. Auch Jane kannte die Engel, ihren Anführer sogar persönlich. Den wollte sie aufsuchen und mit ihm reden.

Leider hatte sie den Namen vergessen. Auch bei intensivem Nachdenken kam sie zu keinem Resultat. Es blieb ihr nichts anderes übrig, als alte Fälle durchzuforschen. Die Unterlagen darüber verwahrte sie in ihrem Büro auf. Sie waren versteckt in einem modernen Wandtresor.

Jane öffnete den Tresor und fand die beiden Karteikästen unbeschädigt vor. Bei den alten Fällen hatte sie sich immer auf das gerade Notwendigste beschränkt, das heißt, sie hatte Namen aufgeschrieben und den zurückliegenden Fall in Stichworten skizziert. Tatsächlich existierte das Stichwort Weißer Engel. Hastig las Jane durch, was sie notiert hatte. Da war der Name des Anführers geschrieben. Sogar die Adresse stand dabei, nebst Telefonnummer. Er hieß Jack Adrian. Spitzname Karate-Jack. Jane stellte die Karte wieder in den Kasten und verstaute ihn im Tresor. Vom Büro aus rief sie bei Adrian an. Sie hatte die Schreibtischleuchte eingeschaltet, in deren Licht ihr Gesicht seltsam bleich wirkte.

Bei Adrian meldete sich niemand. Mit enttäuschem Gesicht legte Jane auf. Dann erinnerte sie sich an eine Notiz, die sie ebenfalls vorhin gelesen hatte.

Jack Adrian betrieb eine Karate-Schule. Ob er vielleicht dort zu finden war?

Jane Collins überlegte nicht mehr lange, sondern setzte ihre Idee sofort in die Tat um. Sie verließ die Wohnung, nachdem sie Mantel und Handtasche genommen hatte, und fuhr nach unten in die Tiefgarage, wo ihr alter, aber frisierter VW stand. Dabei hatte sie es sehr eilig. John Sinclair brachte es tatsächlich fertig und schickte ihr einen Aufpasser vor die Wohnung. Diesen Blicken wollte sie

entgehen. Wenn der Mann kam, konnte er warten, bis er schwarz wurde. Sie wollte sich selbst auf die Suche nach Gordon Schreiber machen. Diesmal, das schwor sie sich, würde sie niemand übertölpeln.

Der Motor eines VW's ist immer laut. Auch Janes machte da keine Ausnahme. Sie kurvte aus der Tiefgarage und schaute sich erst nach Verfolgern oder Aufpassern um. Da war nichts zu sehen. Der spätabendliche Verkehr lief wie am Fließband an ihr vorbei. Jane Collins wartete, bis eine Lücke frei war, und rollte dann mit ihrem VW hinein. Sofort schaltete sie höher. Aus dem Doppelauspuff stießen blaugraue Wolken, dann waren nur noch die Heckleuchten des Käfers zu sehen.

Jane wollte die Southwark Bridge nehmen, um an das südliche Ufer der Themse zu gelangen. Sie blieb dabei immer in Nähe des Flusses und kurvte nicht erst durch die City.

Dass sie es eilig hatte, war an ihren manchmal riskanten Überholmanövern zu erkennen. Als sie auf der Upper Thames Street fuhr, die in die Nähe der Brücke führte, atmete sie auf. Das meiste lag hinter ihr.

Auf der Brücke herrschte kaum Verkehr. In Gegenrichtung fahren allerdings mehr Fahrzeuge. Die meisten wollten weg aus Southwark, einem armen Stadtteil der Millionenstadt, in den man wirklich keine Touristen hinführte.

Jane kannte sich aus. Es war nicht der erste Fall, der sie in diese Gegend führte. Allerdings musste sie trotzdem im Wirrwarr der Straßen Acht geben, dass sie sich nicht verfuhr. Sie schaute zweimal auf dem Stadtplan nach, um die richtige Adresse zu finden. Schließlich hatte sie es geschafft. Sie rollte mit ihrem VW in die Straße ein, wo auch Jack Adrian wohnte. Die Leuchtschrift der Karate-Schule stach ihr sofort ins Auge. Dort hoffte sie, den jungen Mann zu finden. Während sie langsam fuhr und nach einem Parkplatz

Ausschau hielt, füllte sich der Innenspiegel mit Licht. Ein Taxi fuhr hinter ihr. Seine Lichtpflanzen hellten das Innere des VWs auf. Jane wurde von dem Taxi überholt, das ein paar Yards weiter links an den Straßenrand fuhr und stoppte. Eine Tür schwang auf, als sich Jane mit dem Wagen auf gleicher Höhe befand. Den Fahrgast, der den Wagen verließ, kannte Jane Collins. Es war Jack Adrian.

Sofort kurbelte Jane die Scheibe nach unten und rief den Namen des Mannes, bevor Adrian im Hauseingang verschwinden konnte. Vor der Treppe noch drehte er sich um.

Das Taxi fuhr weiter und versperrte nicht mehr die Sicht. Jane Collins winkte. »Mr. Adrian, ich muss mit Ihnen reden.«

Selbst aus dieser Entfernung erkannte Jane, wie sich das Gesicht des jungen Mannes verzog, weil es im Streulicht einer Laterne lag. Er zögerte, Jane ließ nicht locker. Sie stemmte den Wagenschlag auf und stieg aus.

»Mr. Adrian, bitte.«

Auch andere Personen waren aufmerksam geworden. Zwei junge Männer schlenderten schon über die Straße, doch Jack Adrian verscheuchte sie. Dafür kam er näher.

»Erkennen Sie mich nicht?« fragte Jane Collins und lächelte.

Karate-Jack blieb auf der Fahrbahnmitte stehen. Er runzelte die Stirn. Leicht hob er die rechte Hand, dann verzogen sich seine Lippen. »Klar erkenne ich Sie. Jane, nicht wahr?«

»Genau. Jane Collins.«

»Beruf: Detektivin.«

»Stimmt.«

Da lachte der junge Mann, streckte seinen Arm aus, reichte Jane erst die Hand und umarmte sie. »Der einzige Lichtblick dieses Abends«, stellte er fest.

»Wieso?«

Karate-Jack trat zurück und winkte ab. »Das ist eine lange und

verdammte unangenehme Geschichte.«

»Vielleicht stimmt sie mit meiner überein.«

»Sind Sie dienstlich hier, Jane?«

»Ja, Jack, ich wollte mit Ihnen reden.«

Adrian nickte. »All right, dann bitte. Wo sollen wir sprechen? Bei mir?«

»Vielleicht müssen wir eine kleine Reise unternehmen«, meinte Jane.

»Ich an Ihrer Stelle würde einige Vorsorge treffen.«

Obwohl Jane nichts Konkretes gesagt hatte, blitzte es in den Augen des jungen Mannes auf. »Ich verstehe«, dehnte er, machte dann kehrt und lief wieder über die Straße. »Warten Sie auf mich!« rief er im Weglaufen.

»Es dauert nur ein paar Sekunden.«

Das war zwar leicht übertrieben, aus den Sekunden wurde über eine Minute, dann jedoch war er da. Jack trug seine weiße Jacke mit der Aufschrift Withe Angels. Jane hatte die Beifahrertür des Wagens schon aufgestoßen, und Adrian nahm Platz.

»Was ist denn?« fragte er. »Können wir woanders hinfahren?«

»Warum?«

»Ich möchte nicht, dass man uns sieht.«

Adrian nickte. »Mit Ihnen fahre ich bis zum Südpol, Jane.« Dann wurde sein Gesicht ernst. »Verdammt, ich scherze hier herum, und in dieser Nacht ist einer unserer Freunde umgebracht worden. Durch einen Messerstich.«

»Wer war es?« fragte Jane leise.

Der junge Mann lehnte sich zurück und presste seinen Hinterkopf gegen die Nackenstütze. »Ein Mädchen. Neunzehn Jahre jung. Sie hieß Lilian Day.«

»Wo ist es geschehen?«

»Nicht weit von hier an einer U-Bahn-Station. Ich war da, ein

Polizist hat mich mitgenommen. Vielleicht kennen Sie ihn sogar. John Sinclair lautet sein Name.«

»Und ob ich den kenne. Verflixt gut sogar.«

»Was ist er für ein Typ?«

Jane lächelte fein. »Der ist in Ordnung, hat allerdings seine Prinzipien, die ich im Moment umgangen habe. Ich glaube, Jack, dass wir beide an diesem gleichen Fall basteln.«

»Das wäre ein Ding.«

Jane fuhr und richtete sich nach den Ratschlägen des neben ihr sitzenden jungen Mannes. In die nächste Straße bogen sie rechts ein, dann wieder links, passierten eine Einfahrt und gelangten auf einen Hof, wo mehrere Brettergaragen standen. Im Licht der Scheinwerfer trat ihr Verfall deutlich hervor. »Hier könnten wir reden«, sagte Karate-Jack. Jane hielt an und ließ nur das Standlicht brennen. Sie drehte sich zu Jack Adrian um und berichtete, was ihr passiert war und in welchem Zusammenhang die Weißen Engel erwähnt worden waren.

»Deshalb war Sinclair bei mir«, meinte Jack.

»Genau.«

Der junge Mann verzog das Gesicht. »Und ich habe ihn noch auf die Spur der Rosen gebracht.«

Jane Collins war wie elektrisiert. »Wie dies? Erzählen Sie, Jack. Bitte.«

Adrian senkte den Knopf und knetete seine starken Finger. Dann berichtete er langsam der Reihe nach. Er hatte Vertrauen zu dieser Frau, und er sprach auch von seinen eigenen Racheplänen. Jane antwortete nicht sofort. Sie musste sich das Gehörte erst einmal durch den Kopf gehen lassen.

»Warum sagen Sie nichts?« fragte Jack.

»Das mit den Racheplänen können Sie sich abschminken.«

»Nein.«

»Doch, es hat keinen Sinn. Allein sind Sie wirklich ein Nichts. Glauben Sie mir.«

»Aber was soll ich machen?«

Da lächelte Jane. »Sie nicht, Jack, wir. Zusammen sind wir stärker. Was Sie mir von der Gärtnerei erzählt haben, finde ich ausgesprochen interessant. Ich glaube, ich weiß jetzt, woher die blutigen Rosen stammen.«

Jack schlug sich gegen die Stirn. »Denken Sie etwa an die Gärtnerei?«

»Ja.«

»Aber das ist doch Unsinn. Wie können in einer Gärtnerei Rosen wachsen, die Blut ausspeien?«

»Die Erklärung werden Sie vielleicht noch in der Nacht bekommen, mein Lieber. Schwarze Magie.«

»Und daran soll ich glauben?«

»Das müssen Sie sogar, wenn wir zusammenbleiben wollen. Ich kann keinen ungläubigen Thomas an meiner Seite brauchen.«

Jack sog die Luft ein. Er schaute durch die Scheibe in den düsteren Hinterhof, wo dunkle Schatten nisteten und die Gefahren der Nacht verbargen. »Bisher habe ich nur real gedacht. Ja, ich war ein Realist. Auch meine Kampftechnik war real. Meine Fäuste, meine Füße. Ich konnte oder ich kann damit einen Gegner erledigen. Aber Schwarze Magie? Wie kann man dagegen ankämpfen, frage ich Sie?«

»Besitzen Sie diese Wurfsterne?«

»Ja, ich habe sie sogar dabei.«

»Auch aus geweihtem Silber?«

»Nein, natürlich nicht.«

»Sehen Sie, Jack, wenn Sie Wurfsterne aus geweihtem Silber hätten, dann wäre unsere Chance größer.«

»Und so?«

Jane strich über ihr Gesicht. »Ich will ehrlich sein, Jack. Wir

müssen uns eben etwas einfallen lassen und die andere Seite überlisten. Es wird nicht leicht sein.«

Adrian nickte. »Okay, Lady, ich mach's. Nicht für mich, sondern für Lilian.«

»Das ist mir egal. Hauptsache, Sie kneifen nicht.« Jane Collins drehte den Schlüssel, und der Motor sprang willig an.

Suko wusste, wo Jane Collins wohnte. Als er an der Hausfassade hochschaute, da hockte er noch auf dem Sattel seiner Harley Davidson. Es waren zahlreiche Fenster erleuchtet, ausgerechnet das von Jane Collins nicht.

Nun war Suko kein Mensch, der sofort in Panik geriet. Er dachte erst einmal nach, bevor er etwas unternahm. Der Chinese bockte die Harley auf und betrat das Haus, wo ein müder Nachtportier hockte und Kaffee aus einer Thermoskanne trank. Als er Suko sah, stellte er die Kanne weg, und auf seiner breiten Stirn bildete sich eine misstrauische Falte.

»Haben Sie etwas verloren?« fragte er.

»Nein, aber ich möchte einen Mieter besuchen.«

»Wie heißt er denn?«

»Jane Collins.«

»Eine Frau«, sagte der Portier erstaunt.

»Ja, Männer heißen meist anders.«

Der Portier bedachte Suko von Kopf bis Fuß mit einem verächtlichen Blick. »Glaube kaum, dass sich so etwas machen lässt«, erklärte er. »Um diese Zeit will Miss Collins nicht gestört werden.«

Der Chinese blieb weiterhin freundlich. »Sie kennen Miss Collins?«

»Was dachten Sie denn?«

»Dann rufen Sie sie bitte an.«

»Nein, Mensch.« Zur Unterstreichung seiner Antwort schlug er mit der Faust auf das kleine Pult.

Suko tat es nicht gern, aber in diesem Fall blieb ihm keine andere Möglichkeit. Er holte seinen Ausweis hervor und hielt ihn dem Portier so hin, dass dieser ihn auch lesen konnte.

»Sie... Sie... sind ein Bulle?«

»Ja.«

Der Portier bekam einen roten Kopf. Er wollte es immer noch nicht glauben. Als er Sukos scharfen Blick bemerkte, da nickte er und griff zum Hörer.

Jane hob nicht ab. Suko wollte es nicht so recht glauben und versuchte es selbst. Der gleiche Erfolg stellte sich bei ihm ein. Von Jane bekam er keine Antwort.

»Vielleicht ist sie weggegangen?« vermutete der Nachtportier.

»Haben Sie sie gesehen?«

»Nein, aber sie kann das Haus durch die Tiefgarage verlassen.«

»Danke für den Tip«, sagte der Chinese und ließ den Mann stehen. Suko ging zu einem Lift, holte ihn herunter und gondelte in die Tiefgarage. Er kannte Janes Wagen und suchte ihn.

Erfolglos musste er die Suche abbrechen. Janes Wagen war nicht abgestellt. Sie musste die Wohnung und damit das Haus noch vor seinem Eintreffen verlassen haben. Sollte dies tatsächlich der Fall gewesen sein, dann stellte sich die Frage, wohin Jane Collins gefahren war. Von John Sinclair war Suko nur in großen Zügen eingeweiht worden. Er musste unbedingt mehr Informationen bekommen. Andererseits war es auch möglich, dass man Jane entführt hatte. Schließlich hatte sie den Strauß mit den Rosen bekommen, und das musste einen Sinn haben.

Suko fuhr wieder nach oben. »Ihr Wagen steht nicht in der Tiefgarage«, erklärte er.

»Dann ist sie auch nicht da«, folgerte der Portier scharfsinnig.

»Danke für den Ratschlag.« Suko betrat die Kabine. »Ich muss telefonieren.«

»Bedienen Sie sich.«

Der Mann bekam doppelt so große Ohren, als Suko mit der Dienststelle sprach. Man konnte ihm dort auch nicht sagen, wo John Sinclair zu erreichen war. Also versuchte er es, indem er die Nummer des Autotelefons wählte, weil atmosphärische Störungen das Telefonat beeinträchtigten. »Jane ist verschwunden.«

»Verdammt!« klang es dünn aus dem Hörer. »Wo bist du jetzt?«

»In Janes Haus.«

»Bleib da, ich komme.«

Suko legte auf. Er wusste nicht, wie lange er warten musste und war angenehm enttäuscht, als der Geisterjäger bereits nach knapp zehn Minuten eintraf.

Als ich in die Halle stürmte, sah ich Sukos griesgrämiges Gesicht. »Sie war doch schlauer, als wir gedacht haben«, empfing er mich.

»Ja, leider.«

»Kannst du dir denken, wohin sie gefahren ist?«

»Wenn sie weg ist.«

»Wie meinst du das?«

»Vielleicht befindet sie sich auch in ihrer Wohnung. Hast du schon nachgesehen?«

»Nein.«

»Dann los.« Ich wandte mich an den Portier. »Sie besitzen doch Zweitschlüssel für die Wohnungen?« Er nickte.

»Wir müssen uns dringend in Miss Collins' Büro und Wohnung umschaun. Geben Sie mir den Schlüssel.«

»Mister, ich weiß nicht...«

»Verdammt noch mal, ich bin Polizeibeamter!« fuhr ich ihn an. »Hier steht mehr auf dem Spiel, als Sie sich vorstellen können.«

Wir bekamen den Schlüssel. Jane hatte mir vor Jahren mal einen Schlüssel zu ihrer Wohnung geben wollen, ich hatte abgelehnt. Wir waren nicht verheiratet, und ein Stück Privatatmosphäre braucht der Mensch schließlich auch.

Als wir die Wohnung betraten, war uns doch ein wenig komisch zumute. Fanden wir Jane? Hatte man sie vielleicht überfallen? Wir bewegten uns auf Zehenspitzen durch die Zimmer und schauten auch im Büro nach. Von Jane Collins sahen wir keine Spur. Es gab auch keinerlei Hinweise darauf, wo sie hätte sein können, und nichts wies darauf hin, dass man sie gewaltsam aus dem Haus geschafft hatte. Alles hatte seine Ordnung und lag an seinem Platz.

Im Büro blieb ich stehen und schaute mich um, wobei ich meine Schultern hob. »Sieht wohl nicht gut aus«, sagte ich zu Suko. »Sie hat uns geleimt.«

»Und wie.«

»Stellt sich die Frage, wo sie sein könnte!«

»Wusste sie denn Bescheid?«

Ich schaute Suko an und blickte danach zu Boden. »Eigentlich nicht. Aber ich habe mit ihr über die Weißen Engel gesprochen.«

»Womit alles klar wäre«, meinte mein Partner. »Glaubst du, dass Jane sich bei den White Angels befindet?«

»Zumindest wird sie dort eine Spur aufnehmen.«

Ich krauste die Stirn. »Das wäre fatal«, murmelte ich. »Sogar sehr fatal.«

»Inwiefern?«

Ich nahm auf Janes Schreibtisch Platz. »Wenn Jane sich mit den Weißen Engeln in Verbindung setzt, trifft sie automatisch auch auf deren Anführer Jack Adrian. Der steckt voller Rachepläne. Er hat mir selbst gesagt, dass er es auf eigene Faust versuchen will. Jane wird sich ihm anschließen, das steht fest.«

»Glaubst du nicht, dass sie versuchen wird, ihn von seinen

Racheplänen abzubringen?« brach Suko eine Lanze für die Detektivin.

»Nein.«

»Du traust ihr wenig zu.«

Ich rutschte von der Schreibtischkante. »Das hat damit nichts zu tun, mein Lieber. Der andere wird sie erst gar nichts von seinen Plänen wissen lassen. So ist es nämlich.«

»Und wo könnten sie sein?«

»Ich weiß es nicht genau, habe jedoch das Gefühl, dass wir uns irgendwann begegnen. Es gibt meiner Ansicht nach einen Punkt, wo alle Fäden zusammenlaufen.«

»Und der wäre wo?«

»Das kann ich dir nicht mit Bestimmtheit sagen. Aber hast du keine Lust, eine Gärtnerei zu besichtigen?«

»Mit dir immer«, erwiderte Suko.

»Dann komm.«

Ich werde verrückt! Ich bin betrunken! Ich bin wahnsinnig. Das gibt es nicht.

Vor Grauen und Entsetzen stöhnte Victor auf. Er sah die Hand, die den Strauß umklammert hielt, sah die Stiele der Blumen und deren Blüten. Aber das waren keine Blüten, sondern Köpfe.

Menschenköpfe! Sie saßen auf den Stengeln wie normalerweise die gelben Kelche der Rosen.

Gesichter - Köpfe. Kleiner als die eines Menschen, aber mit all dem versehen, was auch menschliche Gesichter besitzen. Nase, Mund, Augen, Ohren, Haare. Da gab es nichts, was nicht auch ein Mensch gehabt hätte.

Nur war alles verkleinert.

Victor kniete auf dem Boden. Der andere, der Unbekannte hielt seinen Strauß so, dass die Gesichter den Nachtwächter anschauen

mussten. Deutlich erkannte er auf den Gesichtern das böse Grinsen. Wirklich kein Lächeln, nur ein gemeines, teuflisches, mordlüsternes Grinsen. Ja, mordlüstern...

Und die Mäuler bewegten sich. Wie kleine Rachen wirkten sie, als sie auf-und wieder zugeklappt wurden. Spitze Zähne trafen aufeinander, und deutlich vernahm Victor die dabei entstehenden Geräusche, die ihm einen Schauer über den Rücken jagten.

Er wollte etwas sagen, sich bei dem Mann, der den Strauß hielt, erkundigen, aber seine Kehle war wie zugeschnürt. Er brachte einfach keinen Ton hervor, denn er hatte längst bemerkt, dass sich hier niemand einen Spaß erlaubte.

Das war Ernst, blutiger Ernst, und wahrscheinlich ging es sogar um sein Leben.

Der andere ließ ihm Zeit, sich die Gesichter anzuschauen. Er rührte sich nicht vom Fleck und schien sich an der Angst des älteren Nachtwächters zu weiden. Sehr langsam bewegte er seinen rechten Arm, so dass der Strauß mit den unheimlichen Rosen auf Victor zugeführt wurde und sich immer mehr seinem Gesicht näherte.

Die Köpfe bewegten sich. In den kleinen Augen erkannte er so etwas wie den Triumph eines Raubtieres, wenn es seine Beute gestellt hatte. Wie eine Beute kam sich Victor in diesen schrecklichen Momenten vor. Eine Beute für die Hölle!

Jetzt hatte er die Erklärung. Das hier wurde von der Hölle gelenkt, genau wie die Hexen die Hölle anbeteten. Der Fluch der Vergangenheit war wieder lebendig geworden. Er spiegelte sich in den kleinen Gesichtern wider mit der grauen eingefallenen Haut, die an einigen Stellen teigig schimmerte, an anderen wiederum eingefallen war und auch dünn wie Pergamentpapier wirkte.

Ein Ruck.

Victor schrie noch, bevor diese Gefühlsaufwallung brutal erstickt wurde, als die Köpfe sein Gesicht trafen. Sein Kopf verschwand in

den so schrecklich verwandelten Rosenblüten, und aus dem Strauß drang ein dumpfes Röcheln hervor, das immer mehr erstickte und schließlich überhaupt nicht mehr zu hören war.

Victor verlor das Gleichgewicht. Er fiel auf die Seite und landete am Boden. Mit den Händen schlug er um sich, hob sie an, und seine zehn Finger verkrallten sich in dem Rosenstrauch.

Der Schmerz traf ihn hart. Die Blüten hatten sich zwar verändert, nicht die Stiele. Sie zeigten nach wie vor ihre Dornen, die hart in das Fleisch an den Händen des Mannes stießen und dabei wie kleine Messer wirkten.

Victor hatte schreckliche Angst. Der Luftmangel machte ihm zu schaffen, denn die Köpfe befanden sich so dicht nebeneinander, dass er kaum Atem holen konnte.

Dann spürte er die Stiche. Kleine Zähne hackten in seine Haut, rissen Wunden, er schloss die Augen, um sie zu schützen, und er hörte Stimmen, die irgendwie singend klangen.

»Wir Hexen werden uns rächen. Diese Erde gehört uns. Ihr habt uns getötet, der Teufel schickt uns zurück. Lob sei Wikka, unserer Königin!«

Victor verstand die Worte zwar, aber er begriff ihren eigentlichen Sinn nicht. Das wollte er auch nicht, er hatte nur den Wunsch, sich aus dieser tödlichen Umklammerung zu befreien. Dabei rollte er sich über den kalten Boden, wollte dem Strauß entkommen, doch der Mann, der ihn hielt, machte jede seiner Bewegungen mit.

Victor geriet in Panik. Er wusste nicht mehr, was er tat. Schmerz und Luftmangel raubten ihm den Verstand. Seine blutigen Hände drangen in den Rosenstrauch hinein, er fühlte plötzlich die kleinen Gesichter zwischen seinen Fingern, und in seiner wilden Panik drückte er zu. Unter seinen Fingern spürte er den Erfolg, und das gab ihm irgendwie die Kraft, es noch einmal zu versuchen.

Mit beiden Händen schlug er den tödlichen Rosenstrauch zur Seite.

Was er zuvor nicht für möglich gehalten hatte, traf ein. Er konnte sich in der Tat befreien.

Plötzlich bekam er wieder Luft. Weit riss er den Mund auf, atmete keuchend und öffnete auch die Augen, doch über seinen Pupillen lag ein roter Schleier, denn von der Stirn, wo zahlreiche, kleine Wunden saßen, rann das Blut über seine Brauen hinweg in die Augen, bei denen es die Höhlen ausfüllte. Es lief auch in den Mund, und Victor schmeckte den süßlich metallischen Blutgeschmack auf der Zunge.

Er rollte sich zur Seite. Wie er auf die Füße kam, wusste er selbst nicht. Der andere ließ ihn auf jeden Fall. Mit einer fahrigen Bewegung wischte er über seine Augen, verschaffte sich für einen Moment freies Sichtfeld und sah vor sich einen hochgewachsenen Mann im dunklen Mantel. Grinsend schaute der Fremde ihn an. In der rechten Hand hielt er nach wie vor den makabren Strauß. Einige der Gesichter hatten sich verändert. Sie waren durch die Kraft des verzweifelten Menschen zerstört worden und zerliefen sogar.

Ein so schreckliches und schauriges Bild hatte Victor noch nie in seinem Leben gesehen.

Seine Beine wollten ihn nicht mehr halten. Sie gaben nach, und er taumelte mit dem Rücken gegen eine der Blumenbänke, deren scharfe Kante in sein Kreuz stieß.

Weit hatte er den Mund aufgerissen. Das Blut rann aus zahlreichen kleinen Wunden über sein Gesicht, und der andere würde es leicht haben, ihm jetzt den Rest zu geben, aber er zögerte. Der Mann kostete die Situation aus, er wollte seinen Gegner leiden sehen und erleben, wie er starb.

Obwohl Victor am gesamten Körper die Schmerzen spürte, raffte er sich zu einer Frage auf. »Warum tun Sie das? Warum, verdammt? Was ist hier eigentlich los?«

Der Mann vor ihm lächelte. Dabei sah es so aus, als würde sein Gesicht zerfließen. »Ich will dir etwas sagen«, antwortete er mit

dumpfer Stimme.

»Menschen waren es, die vor langen Jahren die Hexen gequält und getötet haben. Sie nahmen die Hölle nicht ernst. Sie spielten mit ihrem Schicksal und glaubten, einen Sieg errungen zu haben. Aber diese Erde hier war dem Bösen geweiht. Der Turm und der Boden ist mit Hexenblut getränkt, das lange Jahre kochte und wallte und erst durch Wikka und mich seinen Weg fand, um grausame Rache zu nehmen. Aus den Hexen wurden Blumen, Rosen. Die Blumen der Liebe verwandelten sich in einen Gruß aus der Hölle. Der Teufel nahm sich ihrer an. Er sorgte dafür, dass die Hexenseelen auf diese Art und Weise zurückkamen, um sich an den Menschen zu rächen. Die Schmach muss getilgt werden. Du wirst als erster sterben, denn wer einmal die Rosen gesehen, kommt nicht von ihnen weg.«

»Sie wollen mich töten?« hauchte Victor.

»Du bist schon tot.«

»Nein!« schrie er. »Nein, ich lebe. Ich will und ich werde nicht sterben.«

»Deine Chance hast du verpasst. Im Hexenturm hat man dich gewarnt. Du hättest weglaufen sollen. Jetzt ist es zu spät, denn du trägst den Keim der Rache bereits in dir!«

»Welchen Keim?«

Da lachte der andere. »Den Keim, dich zu verändern. Jeder, der von den lebenden Rosen gebissen wird, gerät selbst in den tödlichen Kreislauf. Wie du. Merkst du es nicht?«

Victor beugte sich vor. Abermals musste er sich das Blut aus den Augen wischen. »Was soll ich merken?«

»Das Hexengift der Rosen.«

»Nein, ich merke nichts.«

Der Mann lachte. »Das wird sich bald ändern. Glaub mir. Warte noch ein paar Sekunden, bis sich dein Blut mit dem der anderen richtig vermischt hat.«

»Was... was soll das?«

Der Fremde gab keine Antwort. Er lächelte nur wissend, und Victor bekam Todesangst. »Ich bin der erste«, flüsterte er. »Ich bin der erste. Wofür bin ich der erste?« Seine Stimme überschlug sich.

»Schau dich an!«

Für einen Moment zögerte er, als wollte er das Schlimme nicht einmal sehen. Als der zweite Befehl aufklang, da senkte er tatsächlich den Kopf. Und er sah seine Haut.

Sie hatte eine andere Tönung angenommen. Zeigte sie normalerweise einen gesunden Ton, so wurde der von einem grünlichen Schimmer verdrängt. Grün, wie der Stiel einer Rose...

»Du wirst selbst in eine Rose verwandelt!« hörte er die dumpfe Stimme des anderen.

Victor öffnete den Mund. Er wollte es nicht glauben, nicht fassen. Nein, das konnte nicht sein. »In eine...«

»Ja, in eine Rose«, lachte der andere kalt.

»Wer bist du, dass du so etwas Schlimmes sagen kannst?« fragte Victor flüsternd. »Wer?«

»Ich bin Gordon Schreiber. Merke dir meinen Namen, denn ich werde bald dein Herr sein.«

»In eine Rose«, hauchte Victor. »In eine Rose.« Er hatte den Namen des anderen nicht mitbekommen und schaute nur auf seine Hand. Es stimmte, die Haut sah wirklich anders aus. Er hatte sich beim ersten Hinsehen nicht getäuscht.

Plötzlich verzerrte sich sein Gesicht. Irgend etwas in seinem Innern musste sich verändert haben, hatte sich verdichtet, und es war zu einer Explosion der Gefühle gekommen.

»Nein!« schrie er. »Neiinnn.« Dann warf er sich vor. Er wollte weg, und er schlug mit beiden Fäusten zu. Diesen Mann musste er aus dem Weg räumen.

Damit allerdings hatte Gordon Schreiber nicht gerechnet. Er bekam

die beiden Treffer voll mit. Einer traf sein Gesicht, der andere riss ihn herum, weil die Faust seine Schulter getroffen hatte.

So hatte Victor freie Bahn. Für ihn gab es nur noch eins. Weg! Fort aus dieser teuflischen Stätte, in der er das nackte Grauen kennen gelernt hatte. Er kannte sich zum Glück aus, rannte auf die Tür zu, die in die Freiheit führen sollte. Noch nie in seinem Leben war er so schnell gelaufen, die Panik gab ihm Kraft, sie katapultierte ihn förmlich voran, und als kalte Luft sein mit kleinen Wunden übersätes Gesicht traf, da war dieser kühle Schwall wie der Funke einer Hoffnungsflamme. Ob er es noch schaffte?

Victor schaute sich nicht um. Er wollte nicht wissen, ob andere ihn verfolgte. Für ihn zählte nur die Freiheit, die er zurückbekommen wollte. Und die Nacht schluckte seine Schreie...

Gordon Schreiber verzog das Gesicht. Der Schlag hätte ihn fast umgeworfen. Leider hatte er sich in dem Mann getäuscht. So eine Kraft hätte er dem anderen wirklich nicht zugetraut, der bereits den Keim des Bösen in sich trug.

Fast bis gegen die Glaswand war er gefallen. Sein Körper straffte sich, und er selbst stieß ein drohendes Knurren aus. Das hatte der andere nicht umsonst getan. Er würde nicht weit kommen. Gordon Schreiber wollte sich den Kerl holen.

Als er startete und zwei Schritte gelaufen war, hörte er hinter sich eine Stimme. »Lass es!«

Sofort blieb Schreiber stehen, denn derjenigen Person, die gesprochen hatte, war er Gehorsam schuldig. Er bog noch seinen Rücken durch und machte kehrt.

Sie kam aus dem Hintergrund. Da kein Licht brannte, war sie kaum zu sehen. Das Dunkelgrau der Nacht, das durch die Verglasung drang, machte ihre Gestalt zu einem Schatten, der sich langsam Gordon Schreiber näherte. Er erwartete sie.

»Dieser Mann kommt nicht weit«, erklärte Wikka und trat noch näher, so dass sie sich aus dem Grau hervorschälte. Sie war wirklich eine außergewöhnliche Erscheinung, und Gordon Schreiber war wie immer von ihr fasziniert.

Er bereute es nicht, den Chefsessel seines Konzerns aufzugeben zu haben, um in ihre Dienste zu treten. Mit ihrer Schönheit und ihrem teuflischen Charakter hatte sie ihn fasziniert und in ihren Bann gezogen. Wikka war außergewöhnlich, denn sie besaß die Kräfte der Hölle, die ihr vom Teufel mitgegeben worden waren. Gerade in letzter Zeit verließ sich Asmodis auf sie, die oberste aller Hexen, denn Asmodina, seine Tochter, war nicht mehr.

So suchte er sich überall dort Unterstützung, wo er welche fand. Wie bei Wikka.

Sie trug ein langes Gewand. Eigentlich ihre Standardkleidung. Es war pechschwarz und schimmerte an einigen Stellen durchsichtig, so dass ihr makelloser Körper zu sehen war.

Schönheit und Grausamkeit bildeten bei ihr eine Einheit. Auch Gordon Schreiber war dieser teuflischen Paarung verfallen. Er wurde von ihrem Anblick immer aufs neue fasziniert und gehorchte ihr wie ein Sklave seinem Herrn.

Sie blieb zwei kurze Schritte vor ihm entfernt stehen. Schwarz war ihr Haar, dunkel die Augen, hell schimmerte das Gesicht, und der Mund zeigte einen Zug nach unten. Und noch etwas war bei ihr außergewöhnlich. Über der Stirn, wo die Haarflut ineinander lief, da züngelten zwei grün schillernde Schlangen aus dem Kopf. Wikkas Markenzeichen.

Die Schlangen gehorchten ihr, sie waren das Symbol. Von einer Schlange war Gordon Schreiber damals auch gebissen worden, als er den Teufelsschrein öffnete. [\[3\]](#)

Deutlich konnte er sich daran erinnern, wie er nach dem Schlangenbiss zuerst eine nie gekannte Mattheit fühlte, die

anschließend jedoch von einem wahren Kraftstrom ausgetauscht worden war. Damit war er, Gordon Schreiber, auch in den höllischen Reigen eingegangen.

»Warum hast du ihn laufen lassen?« fragte Schreiber. »Er wäre der erste gewesen.«

»Er wird es sein.«

»Soll ich ihm trotzdem nach?«

»Nein, um ihn kümmern wir uns später. Unsere Aufgabe hier ist wichtiger.«

»Und du willst wirklich alle holen?«

»Ja, ich hole die Hexen. Denn diejenigen, die unschuldig hier getötet worden sind, wurden allesamt zu Dienerinnen des Teufels. Er hat sich ihre Seelen geholt, weil diese Erde tatsächlich schon immer verflucht war. Verflucht durch wahre Hexen, die man hier verbrannt hat. So haben sie die unschuldigen Seelen mit hineingezogen, und die Menschen haben genau das Gegenteil von dem erreicht, was sie eigentlich wollten.«

Wikkas Worte faszinierten Gordon Schreiber. Er war dieser Person in der Tat hörig. Nie hätte er gedacht, dass er sein Leben mal so hätte umstellen können. Begonnen hatte er mit den Schwarzen Messen, denn er war damals satt gewesen. Einfluss, Macht, Geld, Reichtum, das alles besaß er. Schreiber suchte nach anderen Möglichkeiten, um sich zu entfalten, und ihm fielen die Schwarzen Messen ein. Sie zu feiern, war etwas Besonderes. Damit begab er sich auf ein Gebiet, das eigentlich unerforscht war, jedoch voller Faszination steckte. Es war die Faszination des Bösen, des Unerklärlichen, und schon bald war er davon so fasziniert, dass er nicht mehr davon loskam. Im Gegensatz zu zahlreichen anderen Scharlatanen gehörte er zu den Menschen, die den Teufel voller Inbrunst angerufen hatten, die wollten, dass er erschien und seine Seele gern hingaben. Der Satan hatte ihn erhört. Asmodis schickte Wikka. Sie war seine

Stellvertreterin Gordon Schreiber gegenüber, und es machte ihm nichts aus, ihr zu gehorchen.

»Denk nicht an die Vergangenheit«, sagte Wikka. »Es lohnt sich nicht. Die Zukunft ist wichtiger, denn wir werden in dieser Nacht den Sabbat feiern, einen Tanz auf dem Vulkan. Die Hexen werden kommen, ich entreiße sie dem Zwischenreich, denn die Beschwörung, die wir durchführen, wird sie zurückholen.«

»Du bist dir deiner Sache sehr sicher«, sagte Gordon Schreiber.

»Das kann ich auch.«

»Denkst du nicht an ihn?«

»Sprichst du von Sinclair?«

»Ja, er wird bestimmt Bescheid wissen. Schließlich haben wir Jane Collins den Strauß geschickt, und sie ist nicht darauf hereingefallen. Normalerweise hätte sie schon eine Rose sein müssen, aber sie hat ihren Freund John Sinclair angerufen. Ihm wäre es fast gelungen, die Rosen zu vernichten, wenn du nicht reagiert hättest.«

»Das weiß ich selbst, aber Sinclair wird es nicht schaffen. Wenn er kommen sollte, was eigentlich unwahrscheinlich ist, werden wir ihm einen entsprechenden Empfang bereiten, den er nicht überlebt. Das versichere ich dir.«

»Ich hoffe es.«

Wikka wechselte das Thema. »Wann kommt der junge Goring?«

Gordon Schreiber schaute auf seine Uhr. Die Zahlen leuchteten grünlich.

»Er müsste eigentlich schon bald hier sein, und seine Freunde bringt er mit.«

»Auch eine Frau?«

»Ein Mädchen.«

Wikka lächelte teuflisch. »Sie gehört uns«, flüsterte sie. »Wir werden sie einreihen.«

»Ja, denn sie ist ahnungslos, wie auch die anderen. Harry Goring

muss es so ergangen sein wie mir, als ich dich traf. Sobald ich mit ihm Kontakt aufnahm und von Magie redete, da war er sofort Feuer und Flamme. Er hatte schon davon gelesen, wollte aber das echte erleben. Er brach immer aus. Seine Mitgliedschaft bei diesen Weißen Engeln war so ein Ausbruch. Denn die anderen konnte er täuschen.«

»Kommen alle mit?«

Schreiber hob die Schultern. »Ich weiß es nicht genau. Je mehr es sind, um so besser.«

»Das stimmt.« Wikka nickte.

»Treffpunkt ist der Hexenturm«, sagte Schreiber.

Wikka lächelte grausam. »Ich habe dort alles vorbereitet. Auch dem Teufel gefällt dieser Platz gut. Er ist ebenfalls dafür, dass der alte Turm wieder zu höllischen Ehren kommt.« Kalt lachend wandte sie sich um und ging.

Gordon Schreiber folgte ihr langsam...

Der VW schaukelte durch das Gelände nahe dem Themse-Ufer. Im nahen Ort hatten Jane Collins und Jack Adrian nachgefragt und diesen Weg beschrieben bekommen.

»Da wollen Sie wirklich hin?« hatte der eine gefragt und eine Schnapsfahne ausgehaucht.

»Ja.«

»Aber die Gegend ist nicht geheuer.«

»Wieso?«

»Weil in der Nähe der alte Hexenturm steht. Nachts sollte man die Umgebung meiden. Da jammern die Seelen der Toten. Wenn der Fluss reden könnte, würde er schlimme Geschichten erzählen.«

»Von den Hexen?«

»Ja, auch davon.«

»Beschreiben Sie uns trotzdem den Weg zur Gärtnerei.«

»Auf Ihre Verantwortung.«

»Sicher.«

Und nun hatten sie ihr Ziel fast erreicht. Es war eine ziemlich düstere Nacht. Hoch oben am Himmel segelten dicke Wolken. Manchmal sahen sie auch den alten Hexenturm. Er wirkte aus der Ferne wie ein langer Schatten, der in den Himmel stach.

Jane und Jack waren mittlerweile zum Du übergegangen. Sie sahen sich als eine verschworene Gemeinschaft. »Hast du schon was von dem Hexenturm gehört?« fragte die Detektivin.

»Nein, nie.«

»Hat auch Goring nicht davon gesprochen?«

»Warum sollte er? Wir reden bei uns sowieso selten über unsere Herkunft oder das Zuhause. Darin machte auch Harry keine Ausnahme. Aber du hast ihn in Verdacht?«

»Er ist zumindest die einzige Spur, die wir besitzen.«

»Ich kann es noch immer nicht glauben.«

Jane lächelte. »Bisher steht nichts fest. Alles kann sich auch als völlig harmlos herausstellen.«

»Das hoffe ich.« Wegen eines Schlaglochs wurden die beiden wieder durchgeschüttelt. Adrian schimpfte. »Hätten uns die Kerle nicht auch einen anderen Weg nennen können?«

»Den gibt es vielleicht nicht.«

»Doch, ich sehe sogar einen.« Er streckte den Arm aus und deutete durch die Scheibe.

Auch Jane schaute. Jack Adrian hatte sich nicht getäuscht. Vor ihnen lief in der Tat das graue Band einer Straße entlang. Allerdings nicht geradeaus, sondern ziemlich kurvig. Beide waren froh, dass die Schaukelei ein Ende gefunden hatte. Sie sahen sogar ein Schild, das auf die Gärtnerei hinwies.

»Wer sagt's denn?« rief Jack und rieb seine schwieligen Hände.

»Das hätten wir fast geschafft. Ist nicht mal eine Meile weit.«

Jane schaltete höher und drückte das Gaspedal nach unten. Der VW beschleunigte mit heulendem Motor. Nach der dritten Kurve sahen sie ein Licht. Es brannte am Eingang der Gärtnerei.

»Das ist es!« rief Jack und löste schon seinen Sicherheitsgurt, während Jane Collins den VW die letzten Yards ausrollen ließ, um dann zu stoppen. Sie stieg nach dem jungen Mann aus.

Jack Adrian war ein paar Schritte zur Seite gegangen, hatte seine angewinkelten Arme in die Hüften gestützt, schaute sich um und nickte beeindruckt.

»Was ist?« fragte Jane.

»Ganz schöner Komplex hier.« Er machte eine ausladende Handbewegung, in die er alles mit einschloss.

»Wenn die Zuchtanlage zu den größten der Insel gehört, kein Wunder« bemerkte Jane. »Schauen wir sie uns einmal an?«

»Sicher. Vielleicht ist ein Tor offen.«

»Wenn nicht, klettern wir über den Zaun, wobei ich das bei diesem fast offenen Gelände nicht als einen Hausfriedensbruch ansehe«, meinte Karate-Jack grinsend.

Jane hob nur die Schultern.

Es gab zwei große barackenähnliche Bauten, die praktisch in das Gelände mit hineinintegriert waren, denn sie wurden bereits von dem grünen Drahtzaun umgeben, und nur die Zufahrt lag frei.

»Die anderen sind noch nicht zu sehen«, sagte Jane, wobei sie sich auf die Zehenspitzen stellte.

»Vielleicht kommen sie gar nicht«, erwiderte Adrian, der noch immer nicht glauben wollte, dass einer aus seiner Gruppe in ein Verbrechen mit hineingezogen worden war.

»Sie könnten ja auch zum Hexenturm gefahren sein«, vermutete die Detektivin.

»Du lässt dich nicht beirren, wie?«

»Nein«, erwiderte Jane ernst.

Sie und Jack Adrian untersuchten die Türen der Baracke. Die waren verschlossen. Als Jane sich von den Bauten trennte und zur Seite ging, konnte sie die Treibhäuser sehen.

»Da sind wohl die Rosen«, sagte sie.

»Wo?«

»In den Treibhäusern.«

Schnell stand Jack neben ihr. Bleiern schimmerte das Glas der schrägen Dächer. In den Häusern selbst brannte kein Licht. Sie sahen auch keinen Menschen auf dem Gelände, es blieb leer. Nur die zahlreichen Pflanzen, Büsche und Bäume wiegten im leichten Nachtwind.

»Die Treibhäuser reizen mich«, gab Jane ehrlich zu. »Die werde ich mir auch ansehen. Dort finden wir bestimmt die blutigen Rosen.«

»Auch die mit den Menschenköpfen?« fragte Jack.

»Sicherlich.«

Beide kletterten über den Zaun. Jack Adrian brauchte der Detektivin nicht zu helfen, sie schaffte es auch so, denn sie war wirklich durchtrainiert.

Auf der anderen Seite versanken ihre Schuhe in weicher Erde. Sie waren auf einem Feld gelandet, das noch keine Bepflanzung zeigte. Sofort wandten sie sich nach links und erreichten einen schmalen Weg, der in Richtung der Treibhäuser führte.

Wie auf Kommando blieben sie gleichzeitig stehen. Sie hatten das Geräusch vernommen.

»Was war das?« wisperte Karate-Jack.

»Hat sich angehört wie Schreie«, hauchte Jane.

»Und wer hat geschrien?«

»Weiß ich auch nicht.« Sicherheitshalber öffnete Jane ihre Handtasche und nahm die Astra hervor. Die Waffe gab ihr ein beruhigendes Gefühl und ein wenig Sicherheit.

Jack Adrian hatte scharfe Augen. Er suchte mit seinen Blicken die

unmittelbare Umgebung ab, konnte allerdings nichts Verdächtiges entdecken. »Da ist nichts«, stellte er fest.

»Aber wir haben beide die Schreie gehört.«

»Die verdammt dünn klangen.«

»Vielleicht stammten sie von den Rosen?«

Als Jack das hörte, schluckte er. So ganz glaubte er der Detektivin noch immer nicht. Er wollte jedoch kein Spielverderber sein und folgte ihr. Jane war es nicht geheuer. Irgendwie kam ihr das Gelände unheimlich vor. Es lag so ruhig vor ihr wie ein stilles Wasser, aus dem jeden Augenblick ein Geysir hochschießen konnte. Die Ruhe vor dem Sturm... Dann hörten sie abermals die leisen Schreie. Aber wirklich leise und auch jammernd. Dort schien sich eine Kreatur in großer Not zu befinden, und sie wollten helfen.

»Das war mehr rechts«, wisperte Jack Adrian und stieß Jane an. Diesmal schritt er vor. Jane folgte ihm, wobei sie nicht vergaß, sich immer wieder umzuschauen, doch Verfolger waren nicht zu sehen. Die klagenden Schreie wiederholten sich nicht, dann blieb Jack Adrian wie vor eine Wand gelaufen stehen. »Mein Gott«, stöhnte er.

»Was ist denn?«

»Da, sieh doch!«

Jane trat zu ihm. Ihr Blick folgte seiner ausgestreckten Hand. Vor ihnen auf dem Boden lag eine Rose. Statt ihres Blütenkelchs trug sie einen Menschenkopf! Es war der Kopf eines Mannes!

Jane Collins hatte dieses Bild bisher nie gesehen. Nur von John Sinclair wusste sie, auf welcher grausamen Art und Weise sich die Rosen verändert hatten. Nun sah sie es selbst.

Aus dem Blütenkelch war ein Menschenkopf entstanden, sehr viel kleiner als ein normaler, aber mit all dem versehen, was auch ein menschlicher Schädel besitzt. Da waren Augen, Mund, Nase, die Haare und der gequälte Ausdruck auf dem Gesicht. Ein Hals war nicht zu sehen, denn dort begann bereits der Blütenstiel.

Jane Collins hatte Mühe, sich das Bild anzuschauen und nicht wegzulaufen. Dabei dachte sie, dass ihr das gleiche hätte passieren können. Noch im nachhinein zitterten ihr die Knie. Nein, so etwas war unheimlich, grauenvoll und unwahrscheinlich. Das durfte es nicht geben. Aber die Hölle nahm auf Menschen und deren Gefühle keine Rücksicht. Sie spielte eiskalt ihre grausamen Trümpfe aus, wie hier deutlich zu erkennen war.

Neben der Detektivin atmete Jack Adrian schwer. Auch ihn hatte der Schock hart getroffen. Er war bisher ein wenig ungläubig gewesen, nun aber hatten ihn die Ereignisse vom genauen Gegenteil überzeugt. Er war in eine Situation hineingeraten, aus der er vorerst keinen Ausweg sah.

»Was... was sollen wir tun?« hauchte er, doch Jane Collins hörte nicht. Sie schaute weiterhin in das Gesicht dieses Mannes und sah den gequälten Ausdruck in seinen Augen. Jetzt bewegte sich der Mund. Durch ihn mussten auch die leisen Schreie geklungen sein. Nun wollte der so schrecklich Veränderte etwas anderes.

Er musste Worte sagen, wollte den anderen, die er wohl sah, von seinem Schicksal Mitteilung machen. »Bitte!« flüsterte er. »Bitte, erlöst mich... ich... kann nicht mehr. Bitte...«

»Was will er?« hauchte Jack.

»Du hast es doch gehört.«

Adrian schüttelte den Kopf. Er hatte seine mächtigen Hände geballt. Die Lippen waren fest zusammengepresst, durch die Nase nur saugte er den Atem ein, und in seinen Augen stand ein harter Glanz. Dann schluchzte er auf. »Ich kann es nicht«, flüsterte er rauh. »Verdammt noch mal, ich kann es nicht...«

»Bitte...« Das Wesen auf dem Boden röchelte. Sein hellerer Kopf hob sich deutlich von der dunkleren Unterlage ab. Er warf den Schädel von einer Seite auf die andere. Kleine Dreckkrumen flogen hoch. »Ich kann nicht mehr so leben!« stöhnte er. »Ich kann es

nicht... bitte... tötet mich... ich flehe euch an.«

»Mach du es!« zischte Jack Adrian.

Jane Collins hielt ihre Waffe in der Hand. Sie erschrak über sich selbst, als sie ihre rechte Hand kippte und die Mündung der Pistole auf den kleinen Kopf wies. Wenn sie jetzt den rechten Zeigefinger bewegte, war mit einer Kugel alles vorbei.

Keine Schmerzen mehr, keine Qual - nichts... nur die Leere des endgültigen Todes.

Aber er war ein Mensch. Trotz seines Aussehens gehörte er zu den Menschen. Wenn Jane jetzt geschossen hätte, wäre ihr dies wie ein Mord vorgekommen.

Der andere starrte in die Mündung. Der Blick seiner Augen saugte sich förmlich daran fest. Er wollte erschossen werden, wartete darauf, die Kugel zu bekommen, damit sie seine Existenz ein-für allemal zerstörte.

»Jetzt!« schrie er und öffnete weit den Mund, als wollte er damit die Kugel auffangen.

»Nein!« zischte Jane durch die fest zusammengebissenen Zähne. »Nein, ich kann es nicht. Ich bringe es nicht fertig. Ich kann dich nicht erschießen, tut mir leid.«

Das Wesen stöhnte.

Der Blumenstiel, der die Stelle seines Körpers eingenommen hatte, zuckte. Die Blätter zitterten dabei, und Jane Collins überwand sich selbst. Sie bückte sich und hob das unheimliche Wesen mit der linken Hand hoch. Dabei brachte sie das Gesicht des Mannes dicht vor das ihre. Die Augen des anderen waren geschlossen. Er konnte die Frau nicht ansehen. Jack Adrian war ein wenig zur Seite getreten. Was Jane da tat, ging über seine Nervenkraft. Er hätte das nicht gekonnt, und im Geheimen bewunderte er diese Frau, die so etwas fertig brachte.

»Wer bist du?« fragte die Detektivin.

Der Mann öffnete wieder die Augen. »Victor!« hauchte er. »Ich bin Victor...«

»Und wer hat dich zu dem gemacht?«

»Die Köpfe der Blumen«, gab er flüsternd zurück. »Es waren die Köpfe. Sie haben mich gebissen. Ihnen habe ich meine schlimme Verwandlung zu verdanken.«

»Und wem noch?«

»Ich kenne ihn nicht. Er war hier. Im Treibhaus. Dort habe ich ihn getroffen. Ein Mann, groß, stark. Aber auch gemein. Er hielt den gefährlichen Blumenstrauß in der Hand. Er drückte ihn mir auch ins Gesicht.«

»Ist er noch da?«

»Ich weiß es nicht. Ich... ich habe ihn fast niedergeschlagen und bin aus dem Treibhaus geflohen. Aber ich kam nicht weit. Auf dem Weg erwischte es mich. Zuerst waren es die Schmerzen. Sie tobten in meinem Körper. Ich spürte sie überall, dann wurde ich plötzlich ohnmächtig. Und als ich wieder erwachte, da lag ich auf dem Boden. Ich... ich hatte keinen Körper mehr und schrie um Hilfe. Man sollte mir helfen. Tötet mich... bitte... tötet mich...«

In seine Augen trat ein flehender Ausdruck, und Jane Collins kamen wieder Zweifel. Dann jedoch schüttelte sie den Kopf. Nein, auf keinen Fall konnte sie das zulassen. Besonders tief hatten sie die letzten Worte des Mannes beeindruckt. Sie bewiesen ihr, dass er trotz seines Aussehens noch so etwas wie ein Mensch war, denn sein Gehirn funktionierte, und das war das Teuflische an dieser Verwandlung.

»Wir nehmen dich mit«, entschied Jane.

»Und wohin?«

»Zurück in das Treibhaus. Dort kannst du bei den anderen bleiben. Glaube mir, es ist besser.«

»Und warum erschießt du mich nicht?«

»Ich kann es nicht.«

»Du musst es können. Ich will nicht zu den anderen. Das sind die Hexen, die alten, deren Blut vor langen Jahren diesen Boden getränkt hat. Sie werden wiederkehren. Ihre Seelen hausen hier in dem alten Turm, wo sie in dieser Nacht wieder zum Leben erweckt werden. Ihr habt noch eine Chance. Tötet mich und dann flieht. Lauft weg, so schnell ihr könnt.«

Die letzten Worte des Veränderten waren besonders interessant gewesen. Jetzt wussten Jane und Jack Bescheid. In dieser Nacht sollte im alten Turm ein Hexensabbat stattfinden. Sicherlich waren dort auch Gordon Schreiber und Wikka vertreten. Da hatte Jane dann beide zusammen. Aber kamen sie und Jack Adrian überhaupt gegen die anderen an? Waren diese nicht viel zu stark, besonders dann, wenn es ihnen gelang, die Geister der uralten Hexen zu beschwören?

»Wir könnten Hilfe gebrauchen«, sagte Jane.

»Denkst du an John Sinclair?« fragte Jack Adrian.

»Ja.«

»Wie willst du ihn erreichen?«

Jane deutete mit dem Daumen über die Schulter, wo das Verkaufsgebäude stand. »Wir müssen dort einbrechen. Da finden wir sicherlich ein Telefon.«

Karate-Jack war einverstanden. Sie gingen ein Stück des Wegs zurück. Der Verwandelte blieb bei ihnen. Er klagte und jammerte, aber Jane ließ sich nicht erweichen.

Karate-Jack schlug ein Fenster ein. Mit dem Ellbogen hämmerte er gegen die Scheibe, die klirrend zerbrach und deren Splitter nach innen fielen. Adrian griff durch das Loch und öffnete, indem er von innen den Griff umfasste und ihn herumdrehte.

»Freie Bahn.«

»Steig du zuerst ein«, sagte Jane.

Jack kletterte durch die Öffnung. Jane sah ihn noch kurz, dann

verschmolz er mit der Dunkelheit. Wenig später wurde es hell. Jack Adrian hatte eine Schreibtischleuchte in Betrieb gesetzt.

»Hier ist ein Telefon«, meldete er sich.

»Okay, ich komme.«

»Nein, Jane, bleib da. Wir können nicht telefonieren.«

Die Detektivin verzog das Gesicht. »Und warum nicht?«

Karate-Jack gab die Antwort, als er wieder nach draußen kletterte.

»Das Telefon besitzt ein Schloss, und wir haben keinen Schlüssel. Pech. Hat wohl nicht sein sollen.« Er blieb neben Jane stehen, klopfte sich die Hose sauber und fragte: »Was jetzt?«

»Tötet mich...«

Die beiden hörten nicht auf das Flehen des Veränderten. »Wir wollten dem Treibhaus einen Besuch abstatten. Dabei bleibt es, mein Lieber. Komm!«

»Sehen wir da mehr von diesen Wesen?« fragte Jack.

»Ganz sicher. Wundere dich über nichts. Da können Sträube stehen, die so aussehen wie er.«

»Mein Gott.«

Da sie in der Nähe des Gebäudes standen, sahen sie auch den plattierten Weg, der direkt vor dem Eingang des ersten großen Treibhauses endete.

Die Tür brauchten sie nicht gewaltsam aufzubrechen, sie stand schon offen. Victor war durch sie geflüchtet.

Vorsichtig betraten Jane Collins und Jack Adrian das Treibhaus. Nach wie vor hielt Jane den mit einem menschlichen Kopf versehenen Rosenstiel in der linken Hand, während die rechte den Griff der Astra umklammerte. Sollte sich irgendeine Gefahr zeigen, würde sie ohne Rücksicht feuern. Wie brutal die Gegenseite vorging, sah sie deutlich an dem Veränderten.

Sie hatte Jack gesagt, er solle hinter ihr bleiben. Daran hielt er sich auch. Im Treibhaus war es düster. Jane wagte auch nicht, das Licht

einzuschalten, man hätte es sehr weit sehen können, wahrscheinlich bis hin zum Hexenturm, wo sich alles konzentrieren sollte. Durch einen Mittelgang wurde das Treibhaus in zwei Hälften geteilt. Und nur Rosen wuchsen in den hüfthoch stehenden Beeten. Gelbe Rosen, die einen betörenden Duft verbreiteten, den man sogar auf der Zunge schmecken konnte, so stark war er. Der Untergrund war weich. Er bestand aus Erde. Rechts und links der hohen Beete liefen Schläuche her, die irgendwo mit einem Wasserkran verbunden waren, und aus dem Hintergrund des Treibhauses erklang ein stetes Summen, wahrscheinlich der Motor der Klimaanlage.

Ein Feind war nicht zu sehen. Im Dämmer schauten Jane und Adrian über die gelben Rosen hinweg, die fast allesamt gleichmäßig gewachsen waren und auch die gleiche Höhe hatten.

Jane merkte selbst, dass es ihr Mühe bereitete, ruhig zu bleiben. Da war in ihrem Innern etwas von der vibrierenden Spannung zu spüren, die sie in ihren unsichtbaren Fesseln hielt. Sie konnte den rechten Arm nicht ruhig halten, die Waffe zitterte.

»Bitte, tötet mich!« Auch die quälende Stimme des Veränderten zerrte an ihren Nerven.

»Sollen wir nicht umkehren?« fragte Jack. Er war wirklich kein Angsthase, doch diese Atmosphäre war ihm nicht geheuer.

»Nein, wir gehen bis hinten durch.«

Jack Adrian bewunderte die Detektivin, die trotz der gefährlichen Lage ihre Nerven unter Kontrolle hielt. Er wusste nicht, was Jane Collins bisher alles erlebt hatte, es musste jedoch eine ganze Menge gewesen sein, wenn sie so reagierte.

Ihre Augen hatten sich an das miese Dämmerlicht gewöhnt, und sie konnten schon das Ende des Treibhauses erkennen, wo es von einer Glaswand abgeschlossen wurde. Und hier wäre Jane fast über ein auf dem Boden liegendes Gewehr gestolpert. Als sie sich bückte und es aufhob, hörte sie die leise Stimme des Veränderten.

»Es hat mir gehört.«

Jane schaute in das Gesicht. »Haben Sie daraus geschossen?«

»Ja, im Turm.«

Hoppla, das war ja etwas völlig Neues. Der Veränderte hatte sich bereits innerhalb des Hexenturms befunden? Dann musste er auch wissen, was dort vor sich ging. Jane fragte danach.

»Es war niemand da, wirklich. Ich ging hinein, obwohl man mich gewarnt hatte, denn der Ort ist verflucht. Aber als ich drin war, passierte es. Ich hörte plötzlich das Heulen und Schreien der gefangenen Hexenseelen. Jawohl, die Seelen der getöteten Hexen sind innerhalb der Mauern gefangen. Stellt euch das einmal vor. Ich glaube, ich sah sogar ihre Gesichter. Vielleicht... bitte...« Er warf jetzt einiges durcheinander, das merkte Jane Collins sofort.

Sie wurde allerdings abgelenkt, als Jack Adrian einen erschrockenen Ruf ausstieß: »Da sind sie. Neben dir!«

Jane drehte sich. Was sich ihren Augen bot, war ein Bild des Horrors. Die blutigen Rosen kannte sie ja bereits. In ihrer Wohnung hatte sie sie zum erstenmal gesehen, doch das kleine Rosenfeld, das vor ihren Augen lag, bestand nicht nur aus blutenden Rosen, sondern auch aus Blumen, die sich bereits verwandelt hatten und Menschenköpfe zeigten. Die Frauen waren in der Überzahl. Allerdings waren auch Männer vertreten.

Jane und Karate-Jack hörten ihre Schreie. Das war jedoch kein Bitten oder Flehen, es strömten ihnen hasserfüllte Laute entgegen. Und Jane sah die anders wirkenden Gesichter, als würden sie aus einer fernen Zeit stammen.

Das mussten die wirklichen Hexen sein, die vor langer, langer Zeit hier umgekommen waren. In verfluchter Erde hatten sie überlebt und waren zu regelrechten Monsterblumen geworden. Ein schlimmes Bild.

»Das kann man ja kaum ertragen«, flüsterte Adrian und schüttelte

sich. »Verdammt, das ist zuviel.«

»Du wirst bald noch mehr erleben, mein Junge«, erwiderte Jane. »Lass dir das gesagt sein. Hier stehen keine Gangster gegen uns, sondern die Kräfte der Hölle, das solltest du dir immer vor Augen halten.«

»Wenn ich mir vorstelle, dass Freunde von mir in diese Sache mit hineingezogen werden könnten, dann...«

»Noch ist nichts bewiesen.«

Karate-Jack bückte sich und nahm das Gewehr. Er überprüfte es und nickte. »Geladen ist es.«

Jane verzog die Mundwinkel. »Nur wirst du gegen Dämonen oder Hexen damit kaum etwas anrichten.«

»Ich nehme es trotzdem.«

Jane achtete nicht mehr auf ihn. Sie hatte sich zur Seite gedreht und dem kleinen Blumenfeld zugewandt, wo die Rosen in ihrer makabren Pracht standen.

»Bitte«, hauchte der Mund. »Bitte, tötet mich.«

Auch jetzt ließ sich Jane nicht überzeugen. Statt dessen steckte Sie den Rosenstiel in die lockere Erde, wo der Veränderte einen Platz zwischen all den anderen fand. Sobald er im Boden steckte, geschah das Unheimliche. Alle anderen wandten sich ihm zu. Sie lachten und kicherten, begrüßten ihn, und die kleinen Gesichter verzerrten sich zu dämonischen Fratzen. Jane und Jack lief eine Gänsehaut über den Rücken. Sie konnten es nicht mehr mit ansehen. Dieses Bild war einfach zu schlimm, zu schaurig und zu grauenhaft.

»Man müsste die Brut vernichten!« flüsterte Jack, wobei er sein Gewehr hob. Er schaute Jane an. »Soll ich?«

Sie nickte. »Ja, aber triff nicht den Mann.«

»Ich werde es versuchen.« Er trat einen Schritt näher an das Beet. Sein Gesicht war unbewegt. Es wirkte grau und kantig wie Stein. Die Lippen bildeten einen Strich. Genau zielte er.

Als ahnten die makabren Blumen die Gefahr, so bewegten sie sich von der Mündung weg. Ihre Gesichter verzogen sich angstvoll, das Kreischen der Hexen wurde lauter, und plötzlich schlug Jane ihrem Partner auf den Arm.

»Lass es!«

»Warum?«

»Weil der Schuss uns verraten könnte.«

Er ließ das Gewehr sinken. »Verdammt, du hast recht. Aber ich habe noch etwas anderes.« Bevor Jane eingreifen konnte, hatte er ein Messer aus der Tasche gezogen. Er klappte die Klinge hervor, und dann stach er zu.

Zwei-, dreimal hieb er den Stahl in die grässlichen Blumen hinein, kappte die Stiele, und die Köpfe fielen ab. Wie eine Sense führte er das Messer, die Schreie wurden lauter, die Angst der unheimlichen Wesen steigerte sich, und Jack war wie in einem Rausch. Als er die Hand schließlich zurückzog, da hatte er über die Hälfte der teuflischen Blumen zerstört.

»So«, sagte er und knirschte mit den Zähnen.

Jane Collins schaute sich an, was der andere vollbracht hatte. Die Köpfe lagen noch zwischen den übriggebliebenen Stielen. Es waren nicht mehr die Gesichter wie noch vor wenigen Minuten. Sie verfielen zusehends. Die Haut wurde grau, blätterte ab wie alter Putz, und aus den Köpfen wurde Blütenstaub.

Die Verbindung zur unheiligen, blutgetränkten Erde war ihnen genommen worden. Als Folge blieb die Vernichtung.

»So muss man es machen!« flüsterte Jack Adrian und lachte leise.

»So und nicht anders.«

»Du hättest vorsichtiger sein sollen«, sagte Jane.

»Wieso?«

»Schau du mal deine Hand an.«

Jane blickte auf seine Rechte. »Das ist Blut«, flüsterte er. »Die

verdammten Köpfe haben mich gebissen.«

»Ja, das haben sie«, erwiderte Jane leise. »Und damit haben wir auch einen Fehler gemacht.«

Jacks Augen wurden groß. Er verstand plötzlich. »Sie... sie haben mich gebissen, nicht?« hauchte er. »Ja, wie bei Victor.«

»Dann werde ich auch...?« Er wagte nicht den Satz auszusprechen, doch Jane wusste, was gemeint war. Allerdings traute auch sie sich nicht, etwas zu erwidern.

Jack Adrian starrte auf seinen blutenden Handrücken. »Was... was soll ich denn jetzt machen?« Er war völlig durcheinander. »Ich kann doch nicht das gleiche...«

Jane Collins entschloss sich blitzschnell. »Gib mir dein Messer!«

»Was?«

»Los, her damit.« Plötzlich hatte es die Detektivin mehr als eilig. Sie dachte an die Parallelen, wie einen Schlangenbiss. Wenn kein Serum greifbar war, dann schnitt man dem Verletzten die Wunde auf und saugte das Blut in Nähe der Wunde aus. Jane hoffte, dass sie Jack auf diese Art und Weise retten konnte und das Gift noch nicht in den Kreislauf gelangt war.

Bevor Jack sich versah, hatte sie das Messer gepackt und einen Kreuzschnitt quer über seinen Handrücken geführt. Adrian stöhnte auf, biss dann die Zähne zusammen und sah zu, als sich Jane Collins wie ein Vampir über die blutende Wunde beugte, das Blut trank und zu Boden spie. Der Mann lehnte mit dem Rücken gegen das Gestell, auf dem die Blumen wuchsen. Er zitterte, sein Gesicht bebte, aber er hielt still und hoffte, dass Jane ihn noch retten konnte.

Die Detektivin gab sich alle Mühe. Sie musste es einfach schaffen, denn die Gegner kannten keine Gnade. Sie waren brutal bis ins letzte und gingen über Leichen.

Plötzlich gab es einen dumpfen Schlag. Jack Adrian bäumte sich auf, er röchelte, und als Jane hochschaute, strömte Blut aus seinem

halboffenen Mund.

Wieso, woher?

Die Detektivin trat zurück. Auf einmal war sie durcheinander, und sie begriff noch weniger, als Jack plötzlich nach vorn kippte, sein Gesicht etwa für die Länge einer halben Sekunde in Janes Blickfeld geriet, so dass die Detektivin die weit aufgerissenen Augen sehen konnte. Dann fiel Jack Adrian zu Boden. Im gleichen Augenblick erkannte die Detektivin den Grund - sie begriff alles. In seinem Rücken steckte ein Messer!

Panik, Angst und Verzweiflung wollten Jane Collins überkommen, als sie neben der Leiche des jungen Mannes hockte und nichts mehr tun konnte.

Der Mörder musste sich im Treibhaus aufhalten, ganz in ihrer Nähe würde er stecken, und sie hatte ihn nicht gehört, war zu beschäftigt gewesen.

Kalt rieselte es über ihren Rücken, die Hand, mit der sie die Astra umklammerte, war schweißfeucht, ihr Mund war verzogen, die unheimliche Spannung umfing ihren Körper wie ein Drahtgeflecht. Wer war der Mörder?

Da hörte sie Schritte. Langsam, fast schleichend kamen sie näher. Die Person musste sich im Mittelgang aufhalten, und sie war in das Treibhaus gekommen, ohne dass Jane oder Jack etwas bemerkt hatten. Behutsam kroch die Detektivin vor. Du musst dich zusammenreißen! hämmerte es in ihr. Verlier nur nicht die Nerven, sonst ist es aus. Sie schmeckte Blut auf ihrer Zunge und spürte den Schweiß im Gesicht. Der Killer lauerte.

Dann hatte sich Jane Collins so weit vorbewegt, dass sie in den Mittelgang peilen konnte. Dunkelheit. Düster war alles. Und da die Schritte. Knirschend, gemächlich, aber dennoch zielstrebig. Etwas Grauenvolles kam auf sie zu, etwas Unheimliches. Vom Starren begannen ihre Augen zu tränen, und plötzlich glaubte sie, inmitten der

Düsternis die Umrisse einer hochgewachsenen Gestalt zu sehen. Im gleichen Augenblick hörte sie das Lachen. Und dann die kalte, brutale Stimme. »Nun sind wir allein, Jane Collins!«

Ihr Herz übersprang fast einen Schlag, denn derjenige, er da gesprochen hatte, war Gordon Schreiber.

Sie kamen wie ein Spuk!

Gesehen hatten wir sie nicht, dafür hörten wir das Röhren ihrer Motoren, und gleichzeitig explodierten wahre Lichtfluten im Innern meines Bentley, als die grellen Scheinwerferstrahlen die Heckscheibe durchstießen. Sie waren wie helle Phantome in der Dunkelheit. Die Straße gehörte ihnen oder fast ihnen, aber mein Bentley war kein Hindernis für sie. Da huschten sie förmlich vorbei.

Drei Maschinen waren es. Fast fuhren sie nebeneinander. Ich sah sie, als sie überholten. Rechts donnerten sie vorbei. Sie kamen mir vor wie feuerspeiende Ungetüme auf ihren schnellen Öfen. Geduckt hockten sie auf den Maschinen, lagen fast flach, um dem Wind so wenig Widerstand zu bieten, wie es nur eben ging. Dann waren sie vorbei. Rot blinkten noch die großen Augen der Rücklichter, bevor die Maschinen in eine Kurve gezogen wurden und sich unseren Blicken entzogen.

»Hast du die Aufschriften gesehen?« fragte mich Suko.

»Ja, das waren die Weißen Engel.«

»Wo die wohl hinwollen?« fragte Suko grinsend und verzog die Mundwinkel.

»Bestimmt nicht in den Himmel.«

»Die Hölle passt auch besser zu ihnen.«

Inzwischen waren Suko und ich davon überzeugt, die richtige Spur zu haben. Da konnte einfach nichts schief gehen, denn alles wies auf die Gärtnerei hin.

Obwohl uns die Zeit im Nacken saß, hatten wir auf

Backgroundinformationen nicht verzichtet. Uns interessierte, was der Polizei über einen gewissen Goring vorlag.

Eigentlich nichts. Der Mann war unbescholten. Mit wirklichem Fleiß hatte er sich hochgearbeitet und sich auch nicht gescheut, selbst mit anzupacken. Was seinen Sohn Harry anging, so waren die Informationen über ihn noch spärlicher. Das heißt, es gab keine. Er hatte sich nicht strafbar gemacht und war auch nie unangenehm aufgefallen. Sein Mitwirken bei den Weißen Engeln war nicht vermerkt worden. Wir hatten dem alten Goring nicht Bescheid gesagt, dass uns die Gärtnerei verdächtig vorkam. Er hatte bestimmt nichts mit der Sache zu tun und sollte deshalb auch nicht unnötig aufgeschreckt werden. Ich war zwar in England viel herumgekommen, aber diese Gegend, in die uns der Wind jetzt verschlagen hatte, die kannte ich nicht. Vor allen Dingen nicht den Ort Henley-on-Thames, obwohl er nur ein paar Meilen von London entfernt lag.

Wir hatten uns im Ort erkundigt. Der Polizist und sein Stellvertreter hatten extra eine Überschicht eingelegt, um uns zu empfangen. Auch sie hegten keinerlei Verdacht gegen Mr. Goring. Wie wir erfuhren, war der Mann sogar sehr beliebt. Und von irgendwelchen seltsamen Vorgängen auf dem Gelände der Gärtnerei hatte keiner von ihnen etwas bemerkt. Allerdings gab es da einen wunden Punkt, wie der ältere Polizist zu berichten wusste. Damit meinte er den Hexenturm, nicht weit von der Gärtnerei entfernt.

Wir hatten uns näher erkundigt und erfuhren, dass es dort nicht geheuer sein sollte. Der Hexenturm war ein Spukurm.

Zwar brannte uns die Zeit unter den Nägeln, doch die Minuten ließen wir uns, und so erfuhren wir etwas mehr über die Geschichte des Hexenturms. Wir hörten von einem schrecklichen Verbrechen, das dort verübt worden war und dass die Seelen der Getöteten noch immer in den Steinen hausten.

Einen anderen hätte die Geschichte wohl kaum überzeugt. Wir waren anderer Meinung, denn wir kannten Gordon Schreiber und vor allen Dingen Wikka, die sich selbst als die oberste aller Hexen auf der Welt bezeichnete.

Wenn an der Sache mit dem Turm wirklich etwas Wahres daran war, ließ sich Wikka diese Chance nicht entgehen. Ich gab etwas mehr Gas, denn so völlig wollte ich unsere Freunde nicht aus den Augen verlieren. Ich fragte mich allerdings nur, wo sie hinwollten. In die Gärtnerei oder zum Turm.

Man hatte uns den Weg zur Gärtnerei beschrieben. Es war einfach, denn wir brauchten nur der Straße zu folgen. Zum Turm selbst führte keine Straße, da mussten schon querfeldein fahren, was dem Bentley bestimmt nicht gut tat.

Als ich die nächste Kurve anschnitt, hatten wir sie wieder. In der Ferne leuchteten die Rücklichter wie kleine Glühwürmchen. Zudem hüpfen sie auf und ab.

»Die haben die Straße verlassen.« Suko sprach das aus, was ich dachte.

Ich ging vom Gas. Suko hatte sich vorgebeugt und schaute rechts an mir vorbei. »Hilft alles nichts«, sagte er, »wenn wir am Ball bleiben wollen, müssen wir auf das Feld.«

»Und die Rosen?«

Da schwieg der Chinese und meinte dann: »Verdammt, die habe ich ganz vergessen.«

»Wir könnten uns teilen«, schlug ich vor.

Das passte Suko nicht. »Nein, John, die Rosen laufen uns nicht weg. Es wird irgend etwas passieren, sonst wären die Weißen Engel nicht zum Turm gefahren.«

»Du meinst, an der Gärtnerei tut sich nichts?«

»Genau.«

Seltsam, dass ich in diesem Augenblick an Jane Collins dachte. Ob

sie sich vielleicht auch auf den Weg zur Gärtnerei gemacht hatte oder irgendwo anders steckte? Ich hielt an.

»Hast du dich entschieden?« fragte Suko.

»Ja, wir nehmen den Turm.«

»Also querfeldein.«

»Davor schrecke ich ein wenig zurück. Vielleicht ist es besser, wenn wir uns anschleichen.«

Der Chinese hob die Schultern. »Wir wissen nicht, wie weit es ist, denk daran.«

»Ja, ich will allerdings auch nicht, dass sie uns zu früh bemerken.«

»Schließen wir einen Kompromiss. Wir fahren ein Stück und lassen den Wagen stehen.«

»Faulpelz«, knurrte ich, legte jedoch den ersten Gang ein und drehte das Lenkrad nach rechts, so dass die breiten Reifen über das Feld rumpelten.

Vorbei war es mit der angenehmen Fahrweise. Wir holperten über einen unebenen Untergrund. Hin und wieder bekam die Bodenwanne einen Schlag ab. Zudem konnte ich schlecht sehen, wohin wir fuhren, denn ich hatte aus Sicherheitsgründen nur das Standlicht eingeschaltet. Die andere Seite sollte unsere Ankunft so spät wie möglich bemerken. Den Fluss sahen wir noch nicht, obwohl die Themse nicht weit entfernt lag. Suko schaute starr nach vorn. Er suchte den Turm, denn trotz der Dunkelheit würde er sicherlich bald zu sehen sein. Man hatte uns erzählt, dass er ziemlich hoch war. So etwas musste auch im Finstern zu erkennen sein.

Dann hielt ich und schaltete das Licht völlig aus. Gleichzeitig meldete sich auch der Chinese. »Ich glaube, da ist er!«

Ich schaute wie Suko nach vorn und vermeinte ebenfalls, einen in die Höhe führenden, noch dunkleren Schatten zu sehen.

»Na denn«, sagte ich und öffnete den Wagenschlag. Suko war schon ausgestiegen. Im Wagen hatte uns die Wärme der Heizung umgeben.

Jetzt spürten wir die Kälte und vor allen Dingen den Wind, der vom Fluss her wehte.

Mit Waffen waren wir gut versorgt. Nur auf das Schwert verzichtete ich. Dafür hatte ich meinen Bumerang mitgenommen. Er war sehr wirkungsvoll, und Dämonen hatten ihm nichts entgegensetzen, wenn er einmal voll traf.

Von den Weißen Engeln sahen wir nichts. Dazu war es zu dunkel. Die Finsternis glich einem Mantel, der alles gnädig verdeckt hielt. Suko schaute sich um. »Eine Nacht wie für Dämonen geschaffen«, bemerkte er. »Ziemlich düster, kein Mond am Himmel, keine Sterne, nur Wolken. Da fühlen sie sich wohl.«

»Nicht mehr lange«, erwiderte ich und ging los.

Suko folgte mir. Beide waren wir gespannt, was uns in diesem geheimnisvollen Turm erwarten würde...

Dahlia Serrano zog fröstelnd die Schultern hoch. Sie presste sich eng an ihren Freund und flüsterte: »Ich fürchte mich hier.«

Harry Goring hatte die Worte gehört und lachte. »Das ist nicht nötig, Mädchen, hier tut dir keiner etwas.«

Dahlias Augen wurden groß. »Trotzdem habe ich Angst, das kannst du mir glauben.«

»Vor wem denn Angst?«

»Diese Gegend und der Turm. Alles ist mir nicht geheuer. Was wollen wir überhaupt hier?«

Harry Goring drehte sich um und schaute seine Freunde an. Mit ihm waren es fünf. Drei junge Männer und noch ein Mädchen. Goring hatte den Vorschlag gemacht, dem alten Turm einen Besuch abzustatten. Er hatte dabei sehr geheimnisvoll getan, und es war ihm tatsächlich gelungen, die anderen zu überzeugen. Vor allen Dingen konnte er sie dorthin bringen, nichts dem Anführer Jack Adrian zu sagen.

»Das hier soll eine Überraschung für Jack werden«, erklärte er.

»Und wie?« fragte Dennis, an den sich Dahlia Serrano klammerte.

»Ein Ausweichquartier.«

»Verstehen wir nicht«, sagten Sharky und Hank zur gleichen Zeit.

Sie waren Zwillinge und taten fast alles gemeinsam. Ihr blondes Haar war so kurz geschnitten, dass es wie eine Bürste auf dem Kopf wuchs.

»Ihr wisst, dass mein Vater die Gärtnerei besitzt. Dazu gehört auch ein großes Gelände. Mit der Südseite, so glaube ich, grenzt das Gelände ziemlich dicht an den Turm. Der gehört keinem, steht schon seit langer Zeit leer, und ich dachte mir, dass wir ihn uns als eine Art Landquartier einrichten.« Harry hob die Schultern. »Aber wenn ihr nicht wollt, lassen wir es eben bleiben.«

»Davon hat niemand etwas gesagt«, mischte sich Dennis sofort ein. Er war der kleinste von ihnen und auch der Pedant, weil bei ihm alles seine Ordnung haben musste. »Allerdings kannst du nicht leugnen, dass die Frage berechtigt war.«

»Das gebe ich zu. Es ist auch noch nichts entschieden. Ihr sollt euch den Turm nur einmal ansehen, dann stimmen wir ab, und wenn sich die Mehrheit dafür entscheidet, werden wir es auch schaffen, Jack Adrian davon zu überzeugen.«

»Na ja, ansehen kostet nichts«, meinte Dennis und schaute die Zwillinge an. »Oder was meint ihr?«

Die Jungen hoben die Schultern. Ihre Helme hatten sie abgesetzt. Ansonsten trugen sie noch die Kleidung, die sie auch auf den Maschinen angehabt hatten.

Harry Goring nickte zufrieden. Er war ein schlaksiger Typ und nach Jack der beste Karate-Kämpfer, was die anderen neidlos zugestanden. In der kurzen Zeit, in der er zur Gruppe gehörte, hatte er so etwas wie eine Führungsposition in der Clique übernommen. Er war gewissermaßen zum zweiten Mann hochgestiegen.

»Sollen wir?« fragte er dann.

Die Jungen waren einverstanden. Nur das Mädchen nicht. Dahlia Serrano, die Dunkelhäutige mit dem Kraushaar, wand sich. »Ich weiß nicht«, flüsterte sie Dennis zu, »irgendwie ist mir die ganze Sache nicht so recht geheuer.«

»Wieso?«

»Na ja, ich habe da ein Gefühl.«

»Ach, das kannst du vergessen.«

»Warum hat er denn so geheimnisvoll getan? Weshalb durften wir nichts sagen? Er hätte doch ruhig Jack davon informieren können. Aber nein, das alles musste aussehen wie eine Verschwörung. Als würden wir etwas Unrechtes tun. Nur keinem davon was sagen. Das ist es, was mich stört, Dennis.«

»Er machte es eben gern spannend.«

Dahlia schüttelte den Kopf. »Die Erklärung zieht bei mir nicht. Ehrlich.«

»Willst du zurückbleiben?«

»Ich habe einmal in den sauren Apfel gebissen und esse ihn auch auf.«

Dennis grinste. »Dann ist ja alles klar,«

»Nur komisch, dass er Lilian nicht dabeihaben wollte. Sie war in letzter Zeit ziemlich verändert.«

»Wie meinst du das?«

»Genau es hat sie mir nicht gesagt, aber sie meinte mal, dass wir mit Harry noch unsere Überraschungen erleben würden. Und die wären verdammt nicht gut.«

»Ach, Lilian hat viel geredet. Du kennst sie doch.«

»Nein, nein, da hatte sie schon recht. Das war etwas anderes. Ich traue ihm nicht über den Weg.«

»Was hast du auf einmal?«

Dahlia hob die Schultern. »Vielleicht bin ich sensibler als ihr.

Lilian war auch sensibel.«

»Du sprichst, als wäre sie tot.«

»Um Himmels willen, mal den Teufel nicht an die Wand.« Dahlia bekam plötzlich Angst. Ihr Gesichtsausdruck veränderte sich so, dass Dennis lachen musste.

»He, ihr beiden!« rief Harry Goring. »Wollt ihr nicht, oder braucht ihr eine Extraeinladung?«

»Wir kommen!« erwiderte Dennis laut. Er stieß seine Freundin an.
»Los jetzt, Mädchen, rei dich zusammen.«

»Ja, ja.« Dahlia hakte sich bei Dennis ein. Gemeinsam schritten sie auf den Turm zu, dessen Eingang wie der dunkle Schlund einer Höhle wirkte. Dennis merkte, dass Dahlia zitterte, und legte seinen Arm um ihre Schultern.

Er krauste die Stirn. Jetzt hatte Dahlia ihn mit ihrer Rederei auch schon nervös gemacht. So ganz geheuer war diese Gegend wirklich nicht, aber es kam immer auf den Blickwinkel an, mit dem der Betreffende die Sache sah.

Dicke Wolken segelten über den dunkelgrauen Himmel. Vom Fluss her war ein monotones Rauschen zu hören. Trotz der Nachtstunde flogen die Vögel. Man sah sie nicht, aber die krchzenden Schreie bertnten hin und wieder das Geräusch des fließenden Wassers. Die anderen hatten den Turm bereits betreten. Nur Harry Goring stand draußen. Er hatte sich leicht gebückt neben den Eingang gestellt und winkte.

»Kommt, kommt!« rief er. »Ich will hier nicht anwachsen.«

»Ja, ja, Eile mit Weile«, gab Dennis zurück.

»Noch haben wir eine Chance«, flüsterte das Mädchen.

»Wie meinst du das?«

»Wir können verschwinden.«

Harry lachte auf. »Dafür besteht kein Grund. Siehst du etwas?«

»Nein.«

»Na bitte.«

»Aber ich fühle es. Hier stimmt etwas nicht. Das kommt mir vor wie eine Falle.«

»Jetzt hör aber auf.« Dennis war wirklich sauer. »Du kannst mit deiner Rederei ja ganze Völkerstämme nervös machen. Der Turm ist harmlos, glaube mir.«

»Ich weiß es nicht.«

»Hat sie Angst?« fragte Harry Goring, der natürlich etwas bemerkt hatte.

»Ja.«

Goring grinste Dennis an, dann das Mädchen. Er hob seinen Arm und streichelte Dahlias Wange. »Du brauchst doch keine Furcht zu haben, Kleine. Ich bin bei dir.«

»Fass mich nicht an!« zischte Dahlia.

»He, was hast du denn?« Harry tat entrüstet. »Ist sie launisch?« fragte er Dennis.

»Nein. Der Turm ist ihr nicht geheuer.«

Harry lachte. Dahlia fand, dass es unecht klang, sagte jedoch nichts.

»War er mir beim erstenmal auch. Vor allen Dingen in der Dunkelheit. Aber ihr werdet sehen, alles ist okay.«

»Und was sollen wir darin?« fragte Dahlia.

»Ihn uns ansehen, mehr nicht.«

»Im Dunklen?«

»Keine Bange. Für Licht sorgen wir schon. Darauf kannst du dich verlassen.«

Dahlia hob die Schultern. Sie wollte kein Spielverderber sein und machte mit. Gemeinsam mit Dennis passierte sie den wartenden Harry Goring. Beide sahen nicht dessen hintergründiges Lächeln, als sie das Innere des Turms betraten.

Hier war es dunkler als draußen. Dahlia kam sich vor wie in einem gewaltigen Grab. Sie sah die Zwillinge nicht, aber sie hörte sie

sprechen. Obwohl sie nur miteinander flüsterten, klangen ihre Stimmen ziemlich laut und besaßen einen echohaften Widerhall.

Als Dahlia sich umdrehte und ihr Gesicht dem Eingang zuwandte, sah sie Harry Gorings Umriss in dem Rechteck. Er stand dort wie ein Wächter. Dahlia rieselte es kalt den Rücken hinab. Ihre Angst hatte sich nicht verflüchtigt, trotz der beruhigenden Worte vorhin. Im Gegenteil, sie war stärker geworden. Dahlia bezeichnete sich selbst als einen Gefühlsmenschen. Ihr Gefühl sagte ihr jetzt und hier, dass einiges im Argen lag. Es stimmte vieles nicht.

Ihre Hand suchte die von Dennis. Als die Finger an seiner Handfläche lagen, fühlte sie sich besser.

»He!« rief Hank, »du hast uns doch versprochen, für Licht zu sorgen.«

»Kommt noch.«

»Wann denn?«

»Moment«, erwiderte Harry. »Lass mich erst einmal richtig zu euch kommen.«

Sie hörten seine Schritte. Dann flackerte ein Licht auf, das jedoch schnell wieder verlösch, denn innerhalb des Turms war es zugig. In der Mitte blieb Harry stehen. Er machte eine Armbewegung, die nur schattenhaft zu sehen war. »Baut euch vor mir auf«, forderte er. »Ich muss euch einiges erklären.«

Die anderen gehorchten zögernd. Als sie still standen und Harry in ihre bleichen Gesichter schaute, war er zufrieden und begann zu sprechen.

»Ich habe euch nicht ohne Grund in diesen Turm geholt«, erklärte er.

»Niemand von euch hat je von diesem Bauwerk gehört, keiner kennt die Geschichte. Aber ich kenne sie. Wisst ihr eigentlich, dass dieser Turm im Volksmund Hexenturm heißt?«

Er bekam keine Antwort.

»He, was ist? Wisst ihr es oder nicht?«

»Nein«, sagte Dennis.

»Habe ich mir gedacht.« Harrys Lachen klang seltsam hohl, als käme es aus einer Gruft. »Das hier ist der Hexenturm. Natürlich gibt es einen Grund dafür, dass man ihm diesen Namen gegeben hat. Es liegt lange zurück. Jahrhunderte, um genau zu sein. Ihr habt von den Zeiten der Hexenverfolgungen sicherlich gehört. Das war ein verdammt trauriges Kapitel, und während dieser Zeit spielte der Turm hier eine unrühmliche Rolle. Hier wurden Menschen gequält, gefoltert und umgebracht. An der nahen Themse machte man die Hexenprobe, doch hier fanden die Verhöre statt. Die Mauern des Turms und dessen unmittelbare Umgebung sind mit dem Blut der Getöteten getränkt. Aber nicht alle, die hier umkamen, waren unschuldig. Es befanden sich auch ein paar echte Hexen darunter, und die hatten Rache geschworen. Als man sie umbrachte, da hatten sie längst einen Pakt mit dem Teufel geschlossen, so dass ihre Seelen nicht in das direkte Jenseits gingen, sondern in einem Zwischenreich blieben, wo auch die Seelen der unschuldig Verurteilten hingingen. So wurden die unschuldigen von den anderen festgehalten, und es gab für beide Seiten keine Chance, je zu entkommen. Die Erde um den Turm herum wurde von den Hexen verflucht, und dieser Fluch hat sich bis in die heutige Zeit gehalten, meine Freunde.«

»Ich wusste es!« hauchte Dahlia. »Ich wusste es genau.«

Dennis hörte nicht auf sie. Er lauschte den Worten des Sprechers und war fasziniert davon. Von Hexen hatte er natürlich schon gelesen. Er dachte auch an eine Klassenfahrt, die einige Jahre zurücklag und die ihn nach Schottland geführt hatte. Sie hatten dort nicht nur Whisky-Destillen besichtigt, sondern auch alte Schlösser. Und in einem sollte eine Hexe leben, die des Nachts umhergeisterte. Zwei von ihnen hatten sogar heimlich im Schloss übernachtet, die

Hexe bekamen sie allerdings nicht zu Gesicht.

»Lass uns gehen!« drängte Dahlia, »bitte...«

»Warte doch mal.«

Harry redete weiter. »Die Hexen sind also umgekommen, aber ihre Seelen konnten die Menschen nicht töten. Sie lebten weiter. Unsichtbar, doch sie nahmen das gesamte Gebiet in Besitz. Sie stellten es unter ihre Kontrolle. Jeder Mensch, der in ihre Nähe geriet, wurde genau beobachtet. Aber nicht nur die Menschen, auch mit den Geistern der Natur gingen sie so um. Sie gerieten in die Gewalt der Hexen. Alles, was in unmittelbarer Nähe des Turms wuchs und gedieh, stand unter dem Einfluss der uralten Hexenseelen. Erst recht, als mein Vater damit begann, eine Gärtnerei zu eröffnen. Er ahnte nichts von der Anwesenheit der Hexen, seine Rosen wollte er züchten, und es wurden prächtige Gewächse, wobei er nicht wusste, dass Hexenkunst mit im Spiel war. Nur durch sie konnten die Blumen so hervorragend gedeihen. Die Hexen haben uns Menschen einiges voraus. Unter anderem die Zeit. Ihre Rache gedieh im Laufe der Jahrhunderte, und sie warteten ab, bis sie reif war, jetzt ist der Zeitpunkt gekommen. Die Rosen, die den Hexenkeim in sich tragen, zeigen ihr wahres Aussehen. Durch das Blut der Getöteten konnten sie so gedeihen. Und mit dem Blut floss auch die Seele der Hexen in sie hinein. Aus den völlig normalen Rosen wurden Blumen mit Menschenköpfen. All die Hexen, die vor Hunderten von Jahren umgebracht worden waren, sieht man jetzt wieder. Ihre Köpfe, ihre Gesichter saßen auf den Stielen der Rosen, und genau zur rechten Zeit erschien die Frau, die in der Lage ist, alle Hexen zu vereinigen und auch anzuführen. Ihr Name ist Wikka.«

Nach diesen Worten wurde es still. Nur das gepresst klingende Atmen der Anwesenden war zu hören. In den letzten Minuten hatten die jungen Leute viel Neues erfahren, ohne es voll zu begreifen.

»Und was sollen wir hier?« Dennis stellte die Frage.

»Ich habe euch hergeholt, weil Wikka Diener braucht. Sie will, dass ihr euch auf ihre Seite stellt.«

»Nein!« Das war Dahlia, die das gerufen hatte.

»Sei du ruhig, sonst ergeht es dir wie Lilian Day«, erwiderte Harry Goring kalt.

Nach dieser Antwort herrschte Schweigen. Jeder dachte darüber nach. Was war mit Lilian? Sie hatten sie lange nicht mehr gesehen, sie war auch nicht mitgekommen, und Harry hatte einen fadenscheinigen Grund angegeben, als er danach gefragt wurde.

»Was hast du mit Lilian gemacht?« Dennis' Stimme klang drohend. Er ballte schon die Hände, während Dahlia neben ihm stand und wie Espenlaub zitterte.

»Ich habe nichts mit ihr gemacht«, erwiderte Harry.

»Wer dann?«

»Ein Diener Wikkas. Er heißt Gordon Schreiber. Durch ihn bekam ich überhaupt Kontakt zu Wikka. Ich habe mich öfter mit ihm und der Oberhexe getroffen, um alles vorzubereiten. Allerdings nicht hier, sondern in London. Irgendwie muss Lilian Verdacht geschöpft haben. Sie folgte mir einmal und belauschte uns. Zum Glück bemerkten wir sie. Gordon Schreiber ist ihr gefolgt und hat sie mit einem Messer getötet.«

Ein klagender Schrei war zu vernehmen. Dahlia hatte ihn ausgestoßen. Sie klammerte sich an Dennis fest und schluchzte. »Lass uns gehen!« flüsterte sie. »Bitte...«

»Hier kommt niemand raus, ohne dass ich es will«, erwiderte Harry Goring kalt. »Dieser Turm steht unter dem Schutz der Hexen. Wer ihn betritt, begibt sich gleichzeitig in ihre Hände, und sie bestimmen, wer ihn verlassen kann.«

»Du bist verrückt!«

Sharky hatte die Worte geflüstert, doch er erntete nur ein Lachen. »Nein, ich bin nicht verrückt. Ich will nur, dass auch ihr Wikka

gehört, denn ihr werdet die Rosen nehmen und sie überall in der Stadt verteilen. Wenn ihr sie bekommt, sehen sie normal aus, aber schon bald fangen sie an, sich zu verwandeln. Dann werden sie Blut ausströmen, und ihre Blüten verwandeln sich in kleine Köpfe. Die haben sehr spitze Zähne, und sie werden den Besitzer der Blumen beißen, so dass er ebenfalls zu einer Rose wird, denn sie tragen den unheimlichen Keim in sich. Damit hat der tödliche Kreislauf begonnen, aus dem es kein Entrinnen gibt. Es ist wie ein Schneeballsystem mit einem mathematischen Faktor tausend. Bald wird es in London zahlreiche Hexen geben, denn die Blumen wissen genau, was sie Wikka schuldig sind.«

Es waren Worte, die er gelassen ausgesprochen hatte, doch sie beinhalteten die Brisanz einer Bombe, und kaum jemand der Anwesenden konnte sie glauben.

Nur Dahlia Serrano begriff die Tragweite der Rede. Sie wusste, dass sie von finsternen Mächten umgeben war. Zwar konnte sie diese nicht sehen, aber sie ahnte, dass sie irgendwo lauerten. Sie hockten im Verborgenen und mussten erst hervorgelockt werden. Dahlia war sicher, dass Harry Goring auch dies schaffte.

»Habt ihr alles verstanden?« rief er.

Seine Freunde schwiegen.

Goring lachte. »Ich sehe euer Schweigen als eine Zustimmung an«, sagte er. »Und nun gebt genau acht. Wikka wird sich euch offenbaren. Damit ihr seht, dass es sie tatsächlich gibt. Ich habe euch vorhin gesagt, dass wir kein Licht brauchen. Das stimmt, wir benötigen es wirklich nicht. Ihr werdet Wikka so sehen.« Er ging noch einen Schritt vor, um die optimale Position auszuloten. Dann fiel er auf die Knie.

»Jetzt«, raunte Dahlia. »Jetzt ist es soweit. Wir müssen verschwinden, komm...«

Aber Dennis kam nicht. Er stand wie angewurzelt, um sich den

unheimlichen Vorgang nicht entgehen zu lassen.

»Ich laufe allein!« Dahlia hatte sich entschlossen. Sie wollte den Turm verlassen und Hilfe holen. Sie konnte eine Maschine fahren. Wenn sie damit in den Ort jagte und Hilfe holte, war es vielleicht noch nicht zu spät. »Dennis!«

Da geschah es. Sie hatte zu lange gezögert. Vor den jungen Leuten nahm der Boden plötzlich eine blutrote Farbe an. Sie bildete einen Kreis, in dessen Mitte Harry Goring hockte, wobei sein Gesicht im Widerschein des roten Lichts wie eine mit Blut übergossene Fratze wirkte. »Wikka!« schrie er. »Wicka, erscheine!«

Die Hexe kam nicht. Sie schickte statt dessen ihre Diener vor. Auf einmal veränderten sich die Wände. Sie hatten die rote Farbe des Bodens übernommen, gleichzeitig schimmerten in den Steinen fratzenhafte Gesichter, die in allen Farben des Spektrums leuchteten. Grün, rot, gelb, violett - es war alles vertreten. Sie hatten die Mäuler aufgerissen, und im Innern des Turms erklang ein wüstes Heulen und Schreien.

Wind kam auf, wurde zum Sturm, orgelte in den Turm hinein, zerrte an den Menschen und brachte sie zum Taumeln. Gellende Schreie explodierten regelrecht, überschlugen sich, wurden schrill und zu einer ohrenbetäubenden Dissonanz.

Ein wahres Höllenkonzert brach über die Menschen herein. Es kündete den Hexentanz an!

Jane Collins war allein mit dieser Bestie!

Gordon Schreiber stand vor ihr. Es gab kaum einen Menschen, vor dem sie sich so fürchtete wie vor ihm. Das war schon damals in der Schweiz so gewesen, als sie den Posten als Sekretärin bei ihm angenommen hatte.

Bereits bei der ersten Begegnung hatte sie die unheimliche Aura gespürt, die dieser Mann ausstrahlte. Er war ein menschlicher

Teufel!

Die zweite Begegnung hätte sie fast auch nicht überlebt. Da standen Wikka und er gegen sie. Hier war er allein, aber dennoch sehr gefährlich.

Und er sprach sie an. »Es hat also doch geklappt«, sagte er mit seiner kalten Stimme, die überhaupt kein Gefühl aufkommen ließ. »Du bist in meine Falle gelaufen. Beim erstenmal hast du dich noch retten können, aber den blutigen Rosen entkommt niemand!«

»Noch lebe ich«, erwiderte Jane mit dem Mute der Verzweiflung, wobei sie an ihre Astra dachte. Sie würde schießen, daran führte kein Weg vorbei. Wenn Schreiber sie töten wollte, würde er sich wundern. Aber Gordon Schreiber hielt sich zurück. Er schien zu wissen, dass Jane nicht wehrlos war und zudem noch in einigermaßen guter Deckung lag. Die langen Tische, auf denen die Blumen wuchsen, schützten sie. Natürlich suchte die Detektivin auch nach einem Ausweg. Besaß dieses verfluchte Treibhaus denn nur eine Tür und die noch in genau entgegengesetzter Richtung?

Jane Collins war bisher nicht dazu gekommen, sich die Rückseite des Treibhauses genau anzuschauen, andere Ereignisse hatten sie zu sehr abgelenkt. Jetzt allerdings blieb ihr nichts anderes mehr übrig. Sie musste nach einem Ausweg suchen.

Vorsichtig und möglichst lautlos zog sich Jane zurück. Sie musste dabei über den toten Jack Adrian steigen und bekam einen regelrechten Stich ins Herz. Sie machte sich bittere Vorwürfe, dass dieser junge Mann gestorben war. Sie hätte ihn nicht mitnehmen sollen. Jane sah auch eine Tür. Schwach zeichneten sich deren Umrisse in der Verglasung ab. Allerdings wusste sie nicht, ob die Tür verschlossen war. Um dies nachzuprüfen, reichte die Zeit nicht. Gordon Schreiber würde ihr keine lassen.

Doch Schreiber verhielt sich relativ ruhig, und Jane glaubte, dass er irgendeine Teufelei im Schilde führte. Ihren ersten Schock hatte sie

inzwischen überwunden. Die Gedanken arbeiteten wieder klar und sicher. Sie dachte jetzt direkt an Flucht und näherte sich geduckt der Hintertür.

Davor blieb sie hocken und warf noch einen Blick in den Mittelgang. Hatte sie vorhin noch die hochgewachsene Gestalt Schreibers gesehen, so war er jetzt verschwunden. Wahrscheinlich hatte er sich weiter zurückgezogen und lauerte in der Dunkelheit.

Jane riskierte es und hob den freien linken Arm an, so dass sie die Klinke umfassen konnte. Noch zögerte sie, presste die Lippen fest aufeinander und drückte die Klinke dann nach unten. Die Tür rührte sich nicht. Sie war verschlossen, und Jane Collins blieb allein mit dieser menschlichen Bestie namens Gordon Schreiber.

Dann hörte sie sein Lachen. Dünn, aber trotzdem gemein und kalt erreichte es ihre Ohren. Jane zuckte wie unter einem Hieb zusammen, denn das Lachen bewies ihr, dass Gordon Schreiber sich noch lange nicht zurückgezogen hatte, sondern jetzt Ernst machte. Auch vernahm sie ein seltsames Rascheln, auf das sie sich keinen Reim machen konnte.

Als die Detektivin den Kopf hob, sah sie, dass die Blumenfelder über ihr in Bewegung geraten waren. Jemand musste mit der Hand durch sie fahren, und sie ahnte, dass es Schreiber war, der die Blumen aus der Erde holte.

Schon hörte sie seine Stimme. »Einen Strauß, Jane Collins, du bekommst einen Strauß. Den bin ich dir schuldig. Schon bei unserer ersten Begegnung in der Schweiz hätte ich dir gern einen Blumenstrauß überreicht. Nun bekommst du ihn sogar zum zweitenmal, da der erste seine Wirkung nicht voll erzielt hat.«

In Jane erwachte auch wieder die berufliche Neugierde. Während sie behutsam den rechten Arm anhob und mit der Astra in den Mittelgang zielte, fragte sie: »Warum das alles? Was haben diese schrecklichen Blumen zu bedeuten?«

»Sie sind der großen Wikka zur Ehre gewachsen. Ein jahrhundertalter Fluch hat sich erfüllt, denn die Menschen waren so arrogant zu glauben, dass sie die Hexen vernichtet hätten. Das stimmt nicht. Man kann sie nicht töten, wenn sie sich einmal dem Teufel verschrieben haben. Auch ich habe mich dem Teufel geschworen, ich weiß, wie gut es ist, auf seiner Seite zu stehen. Diese Blumen, in die der Geist der getöteten Hexen und all der anderen gefangenen Seelen gefahren ist, sind der Schlüssel zu unserem Sieg. Hunderte stehen hier, und jede einzelne ist magisch aufgeladen. Sie werden ihr Blut ausspeien, um sich danach zu verwandeln. Zahlreiche Helfer warten darauf, die Blumen in London zu verschenken. Die Menschen werden sich freuen, aber danach wird es für sie das böse Erwachen geben.«

»Wer verteilt die Blumen? Etwa die Weißen Engel?«

»Ja, genau sie. Denn einer von ihnen steht auf unserer Seite. Er hat die Zeichen genau erkannt. Es ist der Sohn des Gärtnerei-Besitzers, und er weiß, was er dem Teufel und uns alles schuldig ist, darauf kannst du dich verlassen.«

»Wo ist er jetzt?« fragte Jane, die mittlerweile immer klarer in diesem verzwickten Fall sah.

»Ganz in der Nähe. Hast du schon von dem Hexenturm gehört?«

Und ob. Jane erinnerte sich an das Gespräch mit den beiden Dörflern. Sie hatten sie gewarnt und den Hexenturm als äußerst gefährlich eingestuft. Wie es schien, hatten sie sich nicht getäuscht. Im Hexenturm würde die Vergangenheit wieder lebendig werden und grausame magische Riten wahre Urstände feiern. Eine schlimme Vorstellung.

»Du sagst ja nichts«, meinte Schreiber.

»Ja, ich habe von dem Hexenturm gehört«, erwiderte Jane. »Aber er steht leer.«

Da lachte der andere. »Sicher, so erzählt man sich. Du wirst auch

keinen sehen, wenn du ihn betrittst. Doch in seinem Innern ist alles anders. In den Steinen wohnen und lauern sie. Dort halten sich die Seelen der Hexen verborgen. Da sind sie hineingepresst worden und warten darauf, wieder befreit zu werden.«

»Und das wird heute sein?«

»Noch in dieser Nacht. Wenn die Tageswende anbricht, werden auch die Seelen befreit, und sie beginnen mit ihrem schaurigen Sabbat. Niemand kann ihnen entkommen. Sie werden sich die jungen Leute vornehmen und sie zu ihren Dienern machen, und Wikka, die oberste aller Hexen, steht dabei und schaut zu, damit sie ihren großen Triumph erleben kann.«

Jane ließ den Mann reden. Sie hörte zwar genau zu, gleichzeitig sann sie über einen Ausweg aus diesem Dilemma nach. Wenn sie schon nicht durch eine Tür hinauskam, dann musste ihr etwas anderes einfallen. Zudem befand sie sich ja nicht in einem zugemauerten Gefängnis, sondern in einem gläsernen Treibhaus.

Das Wort gläsern bekam plötzlich für sie eine völlig andere Bedeutung. Da musste sich etwas machen lassen. Das Glas eines Treibhauses war zwar sehr stabil, ob es allerdings einem schweren Wurfgeschoss standhalten würde, war wirklich die große Frage. Nur woher nehmen und nicht stehlen?

Janes Blicke gingen wieder auf Wanderschaft. Dann sah sie das Gewehr. Allerdings lag es ungünstig. Sein Lauf zeigte genau in den Mittelgang. Wenn sie es an sich nahm und er dann verschwand, würde Schreiber das sicherlich bemerken.

Gab es noch ein zweites Wurfgeschoss?

Jane hatte Glück. Sie entdeckte den Hocker, wobei sie nicht wusste, dass er es gewesen war, den sich Victor für seine Nachtwache ausgesucht hatte. Dieses kleine Sitzmöbel kam der Detektivin sehr entgegen. Es war zwar nicht groß, sah allerdings sehr stabil aus und würde sicherlich, wenn es mit Wucht geschleudert

wurde, auch das Glas zerstören.

Hoffentlich bekam sie den Hocker nur früh genug zwischen die Finger, bevor Schreiber eingriff. Deshalb musste sie ihn ablenken und sagte:

»Was wollen Sie denn mit mir anstellen?«

»Dich, Jane Collins, hat Wikka mir überlassen. Die Sache hier ist ein Kampf zwischen uns beiden. Wikka hält sich da raus. Als Dank dafür werde ich dich der Hexe übergeben, und zwar als herrliche duftende Rose, aus der irgendwann das Blut quillt, damit die Blüte anschließend dein Gesicht zeigt.«

Hätte ihr Gordon Schreiber vor einigen Stunden diese Ankündigung gemacht, so wäre Jane noch entsetzt gewesen. So hatte sie sich bereits an den Schrecken gewöhnt, und so leicht haute sie nichts mehr um. Sie musste nur zusehen, dass sie den Klauen dieses Mannes entkam, der für Wikka alles tat.

Jane hatte sich flach auf den Boden gelegt und ihren rechten Arm ausgestreckt. Da sie die linke Hand noch ein wenig gekrümmt hielt, stieß sie mit den Fingerspitzen gegen den vierbeinigen schmalen Hocker. Noch ein winziges Stück musste sie vor, dann hatte sie das kleine Sitzmöbel.

Und jetzt noch zu sich heranziehen.

Jane Collins stand der Schweiß auf der Stirn. Ihr Herz schlug fast doppelt so schnell, die Aufregung hielt sie in den Klauen. Sie hatte Angst vor ihrer eigenen Courage. Wenn Schreiber etwas merkte, war sie verloren.

Dafür hörte sie seine Stimme. »Wunderbar«, sagte er. »Wirklich ausgezeichnet, diese herrlichen Blumen. Ich werde für dich einen besonderen Strauß zusammenstellen, Jane Collins. Er wird dir große Freude bereiten.« Sein folgendes Lachen klang hässlich und gemein.

»Warte, gleich ist er fertig.«

Janes Mund verzog sich grimmig. Sie war fest entschlossen, sich zu

wehren. Schreiber würde sich wundern. Leicht sollte er es mit ihr nicht haben. Nein, auf keinen Fall.

In der Linken hielt sie den Hocker, rechts die Astra. Sie war sich nicht sicher, ob sie Schreiber mit einer Silberkugel töten konnte. Gegen John Sinclair hatte er zuletzt mit den Fäusten gekämpft. Leider hatte er entkommen können, und daran war Jane schuld, weil sie es gewesen war, die John durch ihren verzweifelten Schrei von Schreiber weggerissen hatte. Schon aus diesem Grunde wollte sie ihn packen. Sie kniete jetzt. Vorsichtig hatte sie sich bewegt. Zum Glück waren die makabren Blumen in ihren Singsang gefallen, so dass sie manches Geräusch übertönten. Als Jane nach oben schielte, schaute sie in die Gesichter der Blumen, die sich über den Rand zu ihr hinabgebeugt hatten.

Ob sie den anderen warnen würden? Der Gedanke zuckte plötzlich durch Janes Hirn und lenkte sie auch sekundenlang ab. Genau in dieser Zeitspanne griff Gordon Schreiber an. Er hatte seinen Strauß fertig, hielt ihn in der rechten Hand und streckte seinen Arm vor, so dass die zahlreichen Köpfe auf Jane Collins wiesen, um die Zähne in ihr Gesicht hacken zu können .

Hexensabbat!

Eine Hölle für sich. Ein Schreien und Stöhnen, Kreischen und Jammern. Ein Gemisch aus Sturm und grauenerregenden Geräuschen. Gestalten wischten herbei, kamen wie Schatten und fuhren in den kleinen Pulk der jungen Menschen.

Die Zwillinge erwischte es zuerst. Während Harry Goring am Boden saß und sein Körper von einer violetten Flamme umhüllt wurde, die sein Gesicht und die Haut seltsam bleich erscheinen ließ, stießen die Fratzen plötzlich aus den Wänden, wurden zu langen, federartig geschwungenen Gestalten, die sich auf das Zwillingsspaar stürzten. Sharky und Hank hatten keine Chance. Sie wollten noch

weg, als die untoten Seelen der beiden Hexen bereits in sie eindringen. Sie benutzten dazu die Körperöffnungen. Durch den Mund und durch die Nasenlöcher wischten die materielosen Wesen in die Körper der beiden jungen Männer und breiteten sich gedankenschnell aus. Hank und Sharky drehten durch. Sie bewegten sich auf der Stelle im Kreis und führten einen wilden Veitstanz auf. Beide waren besessen, die Magie der uralten Hexen war auf sie übergegangen, und sie würden nur ihrem fremden Geist gehorchen.

Sie schrien und kreischten, hatten die Lippen weit aufgerissen, doch es waren andere, fremde Laute, die aus ihren Mündern drangen. Hexenlaute.

Das alles hatte sich innerhalb von Sekunden abgespielt. Einer normalerweise sehr kurzen Zeitspanne, Dennis und Dahlia jedoch kam sie so lang vor, denn sie konnten sich fast jede Einzelheit einprägen, und sie sahen auch das wilde, rotierende Licht an den Wänden, das die Fratzensgesichter einhüllte wie ein farbiger Mantel. Die Gesichter und Gestalten, jahrhundertlang im Stein verborgen, hielt es nun nicht mehr. Die Stunde ihrer Befreiung war da, Wikka gab ihnen die Chance, hatte sie endlich losgelöst von einem alten, unheimlichen Fluch.

Frei!!! Es war wie ein Schrei, der durch das alte Gemäuer brandete, aber nur gedanklich existierte und auch nur von den Hexen gehört werden konnte. Doch sie folgten ihm und verließen ihr grausames und unwürdiges Gefängnis.

Das alles begriffen Dahlia und Dennis zwar nicht so recht, aber sie sahen die Folgen. Die Hexen stürzten sich auf sie.

»Weeggg!« kreischte das Mädchen in höchster Panik. Es reagierte schneller als ihr Freund, sie riss diesen einfach mit. Sie wollte nicht, dass sie und Dennis auch so wurden wie die anderen beiden, oder wie Harry, der auf dem Boden kniete, seine Hände auf die Oberschenkel gelegt hatte und den Kopf in den Nacken drückte.

Dabei war sein Mund noch weit geöffnet und ein grüner, widerlich stinkender Schleim floss über seine Lippen und rann am Kinn entlang. Er stand voll unter Wikkas Kontrolle.

Dahlia wollte raus. Nur draußen hatten sie eine Chance, dieser Hölle zu entkommen.

Da stolperte Dennis. Und zwar so heftig, dass er seine Freundin noch mitriss. Dahlia ließ ihn im richtigen Moment los, sie konnte sich auf den Füßen halten, Dennis aber fiel hin. Er hatte sich mit dem linken angewinkelten Arm noch abstützen können, war mit dem Ellbogen aufgeprallt und rollte sich herum. Auf dem Rücken blieb er liegen. Dahlia schrie gellend. Sie sah die violette Gestalt, die nicht mehr als ein Schatten war, und das verzerrte, uralte Gesicht einer Greisin besaß.

»Deniiiiis!«

Ihre Warnung kam zu spät. Der Hexengeist war einfach zu schnell. Er huschte durch die weit geöffneten Lippen des jungen Mannes in dessen Körper.

Dennis lag noch immer auf dem Rücken. Dann hob er regelrecht ab, als hätte ihn eine Tarantel in den Rücken gestochen. Seine Augen wollten ihm fast aus den Höhlen quellen, so sehr litt er unter dieser ungemein starken Anstrengung, und während er sich noch in der Bewegung befand, drang ein dumpfes Gelächter aus seinem Mund. Ein Lachen, wie es Dahlia bei ihm nie zuvor gehört hatte. Die junge Farbige glaubte, verrückt zu werden. In ihrer Panik hielt sie sich beide Ohren zu, um das Lachen nicht mehr hören zu müssen. Dennis lachte weiter. Dabei sprühte Speichel aus seinem Mund, er trampelte mit beiden Füßen, begann plötzlich zu rennen und krachte gegen die Wand, als wollte er versuchen, in den Stein zu kriechen. Das Mädchen hielt es nicht mehr aus. Dahlia konnte diesen Horror nicht mit ansehen. Die Welt um sie herum hatte sich von einer Sekunde auf die andere verändert, das war nicht mehr die normale, sondern eine

Welt des Schreckens.

Die Hexenwelt...

Um sie herum pfiß und heulte es. Immer mehr gefangene Hexen verließen ihr Gefängnis und umkreisten sie als kreischende Schatten. Sie wunderte sich, weshalb noch keiner der Schatten in ihren Mund eingedrungen war, wie sie es bei den anderen gemacht hatten, doch nähere Überlegungen brauchte sie nicht mehr anzustellen, denn die Hexen hatten etwas ganz anderes mit ihr vor.

»Eine Frau!« hörte sie die heulenden Stimmen. »Sie ist eine Frau. Und sie gehört nicht zu uns...«

Der Wirbel um Dahlia verstärkte sich. Sie spürte den Wind, der an ihrer Kleidung zerrte und auch die Haare hochstellte. Sie selbst drehte sich im Kreis, irgend etwas zwang sie, die Hexen mit ihrem Blick zu verfolgen. Im nächsten Augenblick spürte sie die Berührung. Eiskalt war sie, als hätte ihr jemand ein gefrorenes Stück Wasser gegen den Rücken gepresst. Dann gab es einen Ruck, und aus ihrer Jacke war ein Fetzen geworden, der wie eine Fahne an ihrem Körper flatterte und vor den Füßen liegen blieb.

Der nächste Angriff. Dicht vor ihrem Gesicht erschien eine gelblich schimmernde, zahnlose Fratze mit runden Augen. Zwei Krallen griffen zu und fetzten ihren Pullover auf.

»Für den Teufel!« geiferte eine Stimme. »Ein nacktes Mädchen für den Teufel! Du bist so nackt, so jung, so fest...« Und wieder tanzten die Hexen einen furiosen Wirbel um das halbnackte Mädchen, das überhaupt nicht wusste, wo es hinlaufen sollte und sich verzweifelt bemühte, den Ausgang zu suchen.

Sie sah nichts mehr. Nur die wirbelnden tanzenden Schatten. Grelle Hexenfratzen, gierige Hände, die ihre lederne Hose zerrissen, ohne die Haut auch nur einmal zu berühren.

Im dunklen Slip stand sie da. Sie trug nur noch die halbhohen Stiefel und versuchte vergeblich, ihre Blößen zu bedecken, denn die

kreisenden Hexenweiber rissen ihr auch noch die letzte Hülle vom Körper.

»Der Satan liebt schöne Körper!« schrien sie. »Auch wir waren mal schön. So schön wie du...« Und sie machten weiter, packten zu, drehten Dahlia um ihre eigene Achse, die von einem ungeheuren Taumel erfasst wurde und weder vor noch zurück wusste. Sie wusste überhaupt nicht mehr, wo sie sich eigentlich befand. Die Hexen hatten die Gewalt über den Menschen bekommen.

Auch ihre ehemaligen Freunde schauten zu. Sie waren zu besessenen Wesen geworden. Während Harry Goring noch immer grünen Höllenschleim spie, tanzten die anderen drei um ihn herum und verrenkten ihre Körper in wilden Bewegungen. Aus dem Boden drang noch immer das violette Leuchten. Wenn Harry den Kopf senkte, dann hatte er das Gefühl, bis zum Mittelpunkt der Erde schauen zu können, Alles erschien ihm so unendlich weit, bis plötzlich aus der Erde eine geisterhafte Gestalt erschien.

Der Teufel mit seiner dreieckigen Fratze.

Ein Heulen, noch stärker und gewaltiger, erschütterte den Turm, als der ziegengesichtige Asmodis erschien und auf das nackte Mädchen starrte, das fast die Besinnung verloren hatte. »Her das Hexenopfer!« brüllte er und stieß eine giftgrüne Rauchfahne aus.

Zu dritt stürzten sie sich auf Dahlia, die in einem Anflug von Klarheit merkte, was mit ihr geschehen sollte. Der Teufel wollte sie haben. Der Satan und die Unschuld. Ein ewiges Bild, das durch die Geschichte der Menschheit geisterte.

»Neiiiiinn!« brüllte sie und kämpfte verzweifelt gegen ihre drei ehemaligen Freunde. Dabei war es Dennis, der am härtesten zugriff und ihr mit einem Würgegriff den Kopf nach hinten zog. Zwei andere traten ihr die Beine weg, nur Harry blieb sitzen und starrte mit glänzenden Augen auf sie.

Dahlia Serrano wurde hochgehoben. Zwei hielten ihre Beine fest,

einer die Arme und Schultern. Kopfhoch wurde sie gehoben und auf den hinter Harry stehenden Teufel zugeschleppt.

Ihr Schreien endete in einem Schluchzen. Nur der nackte Körper zitterte noch, während ihr der Satan eine giftgrüne Wolke entgegenstieß. Das war etwas für Asmodis. Wie geschaffen kam ihm dieser Hexensabbat. Hier wollte er einen Sieg landen und krümmte seine klauenartigen Hände, um das Mädchen zu packen, damit er es niederzwingen konnte. Dahlia spürte die Berührung an ihren Beinen, und ihre Seele schien zu vereisen.

Alpträume wurden wahr, riesengroß erschien ihr das schreckliche Gesicht des Höllenfürsten, als er schrie: »Einen Sohn! Ich will einen Sohn haben...« Er lachte. »Und du, Unschuld, du wirst ihn mir gebären...«

Genau da betraten Suko und ich den Turm.

Den Lärm hatten wir schon von weitem gehört und uns dementsprechend beeilt. Es hatte sich als Fehler herausgestellt, den Wagen so weit zurückzulassen, aber niemand von uns konnte in die Zukunft blicken. Suko war noch schneller gerannt als ich, doch er flog zurück wie von einer Gurnmiwand, als er den Eingang passieren wollte. Der war magisch gesichert worden.

Mit meinem Kreuz löste ich die Sperre. Ein Netz aus Blitzen umstrahlte mich, dann war der Weg frei.

Es war wirklich eine höllische Szene, die wir da erlebten. Die Hexen zusammen mit dem Teufel. Was frühere Generationen in Holzschnitten und Bildern der Nachwelt hinterlassen hatten, sahen wir nun mit eigenen Augen.

Und sie hatten noch Helfer bekommen. Junge Leute, die der harten Magie nicht hatten standhalten können. Drei von ihnen trugen ein verzweifertes, dunkelhäutiges Mädchen auf den Satan zu, der sein Opfer gierig erwartete.

Er zeigte wieder sein abstoßend hässliches ziegenköpfiges Gesicht mit den grausamen Augen. Ansonsten war von seinem Körper nichts zu sehen, denn er hüllte sich in eine schwarze Wolke ein, als hätte er einen Tintenfisch als Verbündeten.

»Asmodis!« brüllte ich.

»Sinclair!« heulte er mir entgegen. Und die Antwort sagte mir genug. Ich spürte all den Hass, den er mir entgegenbrachte, denn ich trug eine Mitschuld an seiner Niederlage, die er im Reich des Schreckens erlitten hatte, als Dr. Tod ihm seine Tochter Asmodina nahm. Damals hatte er mich auch vernichten wollen, aber ich war zum Schluss schlauer gewesen.

Auch jetzt wollte er mir an den Kragen, und er hätte mich zerstört, doch da war etwas, das ihn abschreckte und vor dem er eine ungeheure Angst hatte. Mein Kreuz!

Ich trug es offen, wollte dem Satan damit beweisen, wie stark ich war und dass er verlieren würde.

Konnte ich ihn packen? Ich riskierte jetzt alles. Mit gewaltigen Sprüngen hetzte ich auf ihn zu, drang dabei ein in den Kreis der kreischenden, wirbelnden Schattenhexen und sah, wie sie vor meinen Augen explodierten, als das Kreuz sie berührte. Dagegen konnten sie wirklich nichts unternehmen.

Aber Asmodis tat etwas.

Wo er eben noch gestanden hatte, zuckte eine Feuersäule, die zischend vor unseren Füßen in die Höhe schoss und zu einem glühenden Regen wurde, der nach unten fiel.

Es war nur eine geringe Chance, aber ich musste sie nutzen. Wie eine Rakete katapultierte ich mich vor und stieß in die Gruppe der jungen Menschen hinein, die das Mädchen trugen.

Mit dem Aufprall hatte niemand gerechnet. Sie flogen nach allen Seiten weg, mir gelang es, das Mädchen zu packen, mitzureißen und mich mit ihm zusammen über den Boden zu rollen, so dass wir von

dem glühenden Feuerregen nicht getroffen wurden.

Auch die drei jungen Männer bekamen nichts ab. Dafür der vierte. Harry Goring hatte sich nicht vom Fleck gerührt. Er saß nach wie vor im Schneidersitz auf dem Boden, seine Haut hatte einen bleichen Farbton bekommen, und aus dem Mund quoll der grüne Schleim, der auf dem Boden bereits eine Lache gebildet hatte. Ihn traf der Gruß des Teufels. Es war schlimm. Plötzlich sahen wir den jungen Mann nicht mehr, sondern nur eine Feuerwand, die sich rasend schnell um ihre eigene Achse drehte, und der Schatten darin, das musste Harry sein. Er war es auch. Wir sahen ihn genauer, als die Feuerwand zusammengebrochen war. Aber da saß nicht mehr Harry vor uns, sondern eine mumienhafte, schwarz verbrannte Gestalt. Reglos, an einen Stein erinnernd.

Mir lief es kalt über den Rücken. Suko, der sich in der Nähe des Ausgangs aufhielt und seine Dämonenpeitsche ausgefahren in der Rechten hielt, erging es ebenso, das erkannte ich an den Blicken meines Freundes.

Aber wo steckte Wikka?

Ihre Diener hatten wir gesehen und erlebt. Nur sie hielt sich zurück. Doch ich wollte sie. Vielleicht wussten die jungen Leute Bescheid. Bevor ich mich an sie mit Fragen wandte, gab ich Suko durch ein Zeichen zu verstehen, dass er die Umgebung im Auge behielt. Der Chinese hatte in den letzten Sekunden kaum eingegriffen, sondern eine Art Rückendeckung gebildet. Die Dämonenpeitsche war ausgefahren, auch die Beretta hatte er gezogen, und er würde, wenn es hart auf hart kam, auch seinen Stab einsetzen.

»Wo steckt Wikka?« fragte ich die jungen Leute.

Ich bekam keine Antwort. Vielleicht waren sie auch nicht in der Lage, mir eine zu geben, denn ihre Augen waren weit aufgerissen, und ich las Unverständnis darin.

»Wikka!« fuhr ich sie an. »Ich will sie sehen! Wo hält sie sich

verborgen?«

Dann sprach ein junger Mann. Er öffnete den Mund. Anstatt einer normalen Stimme hörten wir ein brüllendes Lachen, das einfach nicht zu ihm passen wollte.

Ich sog die Luft ein und hörte in meinem Rücken die Stimme des Chinesen. »John, die sind besessen!«

Das schien mir auch so, denn mit so einer Stimme konnte kein normaler junger Mensch reden. »Wir werden euch schon packen!« brüllte er jetzt.

»Wir packen euch, und dann seid ihr des Todes.«

Er bewegte beim Reden überhaupt nicht den Mund. Auch in seinen Augen sah ich kein Gefühl, aus ihm sprach wirklich eine Fremde. Während das Mädchen von Suko weggezogen worden war und jetzt bei ihm lag und schluchzte, schritt ich auf den Kerl zu, der zu mir mit der Stimme einer anderen gesprochen hatte.

»Wer bist du?« fragte ich ihn.

»Arkine«, dröhnte es dumpf aus seinem Maul. Das war wohl der Name der in ihn gefahrenen Hexe.

»Und du dienst Wikka?«

Jetzt stieß sie ein Krächzen aus, das allerdings aus dem Mund des jungen Mannes drang. Es war wirklich schaurig, dies miterleben zu müssen. »Ja, ich diene Wikka, denn sie hat uns befreit. Der alte Fluch ist gelöscht. Wir Hexen sind nicht tot. Unsere Geister leben ewig.«

Es war entsetzlich. Der junge Mann vor mir redete mit einer dumpfen Stimme, obwohl er es selbst nicht wollte, denn von seinem Gesicht las ich völlig andere Gefühle ab. Da standen Angst, Nichtbegreifen und Entsetzen.

»Nein!« widersprach ich der Hexe. »Ihr habt genug Unheil angerichtet. Diese jungen Leute werdet ihr nicht bekommen. Und ihr werdet auch nicht mehr in die Mauern zurückkehren, weil ich euch

vernichte. Fahr aus dem Körper des anderen!« schrie ich.

»Nie!« Es war kein Schrei, der mir entgegengeschleudert wurde, sondern ein Knurren.

Da packte ich zu. Meine linke Hand bekam die Schulter des anderen zu fassen. Ich drehte den Besessenen herum, und im nächsten Augenblick presste ich ihm mein Kreuz gegen die Brust.

Es war grauenhaft. Der junge Mann zuckte plötzlich hoch. Für einen Moment hatte ich die Befürchtung, zu weit gegangen zu sein, dann konnte ich aufatmen, denn etwas wischte aus seinem Mund. Ein Wesen, ein Schatten, der im Zickzack durch die Luft in Richtung Ausgang fuhr und sich vor unseren Augen auflöste, ehe er die Öffnung im Mauerwerk erreicht hatte.

Ich atmete auf, und ein kleines Lächeln umspielte meine Lippen, während der junge Mann, aus dessen Körper die Hexenseele gefahren war, sich verwundert umschaute, plötzlich das fast nackte Mädchen sah und einen Schrei ausstieß, bevor er hinlief.

»Dahlia!«

Ich atmete auf. Die Reaktion des Mannes bewies mir, dass er wieder normal war. Und er hatte die Rückverwandlung ohne seelischen Schaden überstanden.

Blieben noch die beiden anderen. Da Suko den Weg nach draußen hin abdeckte, hatten sie kaum eine Möglichkeit zu verschwinden. Die Hexen in ihrem Innern meldeten sich auch nicht. Sie mussten die Vernichtung ihrer Schwester mitbekommen haben und schienen von der Stärke des Kreuzes überrascht zu sein.

Der glühende Regen war zwar verlöscht, doch von den Wänden strahlte noch genügend Licht, so dass wir ohne Taschenlampe auskamen. In diesem Turm steckte noch Magie. Das spürte ich nicht nur, es war auch zu sehen, denn mein Kreuz hatte sich ein wenig verändert. Die Umrisse waren nicht mehr klar. Eine flimmernde, sich bewegende Aura lag auf dem Kruzifix, und meine Handfläche wurde

durch das geweihte Metall erwärmt.

Ich blieb dabei sehr ruhig, als ich mir die beiden nächsten Besessenen vornahm. Es bereitete mir keine Schwierigkeit, sie von dem Geist der Hexen zu befreien, aber sie suchten noch immer nach einer Chance. Ich kannte zwar nicht ihre »Überlegungen«, doch sie mussten sich anscheinend stärker fühlen, wenn sie nicht innerhalb der Gastkörper steckten. Deshalb huschten sie aus ihnen hervor, noch ehe ich mein Kreuz einsetzen konnte.

Die jungen Männer waren Zwillinge. Sie selbst hatten mit dieser Reaktion der Hexen nicht gerechnet. Der eine drehte sich um, stieß einen röchelnden Laut aus und fiel gegen die Wand, wobei er sich an dem Gestein mit beiden Händen abstützte.

Dann sah ich den Geist. Über meinem Kopf drehte er seine wilden Kreise. Schemenhaft nur war das Gesicht zu erkennen. Eine schreckliche Fratze, noch von der Folter gezeichnet und einen schweifartigen Körper hinter sich herziehend, der sich über mir so schnell drehte, dass er zu einem Kreis wurde.

Ich warf das Kreuz. Vielleicht hätte ich es nicht aus der Hand geben sollen, aber ich wollte diesen Geist vernichten.

Der Schrei war spitz und kreischend, als das Kreuz in das Geistwesen hineindrang. Es setzte dem Kruzifix keinen Widerstand entgegen, aber dort, wo sich das Hexenwesen befand, hatte sich die Materie verdichtet. Die des Bösen.

Und das Kreuz vernichtete sie.

Als würden Wunderkerzen abgebrannt, so zerplatzte der Hexengeist vor meinen Augen und löste sich in zahlreiche Einzelteile auf, die nur mehr Rauchscheier waren und wie Fahnen durch den alten Hexenturm trieben.

Blieb noch einer.

Als ich mein Kreuz wieder aufgefangen hatte, da drehte er durch. Vielmehr war es die Hexe in seinem Innern, die ihn vorantrieb. Nicht

mich hatte er sich als Ziel ausgesucht, sondern Suko. Wahrscheinlich hatte die Hexe vor mir und meinem Kreuz einen zu großen Respekt, bei Suko rechnete sie sich größere Chancen aus.

»Pass auf!« schrie ich meinem Freund zu.

Es war nicht nötig, Suko wusste auch ohne meinen Rat, was er zu tun hatte. Er ließ den Jungen kommen und schlug dann zu. Nicht mit der Dämonenpeitsche und auch nicht mit der Beretta, sondern mit der Hand. Leicht gekrümmt war sie, und Suko hatte Zeit genug gehabt, um genau zielen zu können.

Er traf auch.

Plötzlich begann die Hexe zu kreischen. Dazwischen hörte ich dumpf den Treffer, und dann lag der junge Mann am Boden. Sukos Hieb hatte ihn von den Beinen gerissen, da half auch die in seinem Körper steckende Hexe nicht.

Im nächsten Augenblick schlug der Chinese mit der Dämonenpeitsche zu. Ich war nicht damit einverstanden, musste mich jedoch eines Besseren belehren lassen.

Suko hatte genau achtgegeben. Der Besessene wurde von den drei Riemen der Peitsche überhaupt nicht berührt. Sie wischten dicht an seinem Gesicht vorbei, genau in dem Augenblick, als das schemenhafte Wesen zwischen seinen Lippen hervorkroch.

Die Dämonenpeitsche ist eine starke magische Waffe. Und zwar eine schwarzmagische, und die drei Riemen gerieten mit dem Geist der Hexe in Kontakt.

Ich konnte nicht genau sehen, ob der Geist vernichtet worden war, hörte nur Schreie und sah plötzlich ein dreigeteiltes schattenhaftes Wesen, das gegen eine Turmwand geschleudert wurde, daran entlang huschte und zu einem grüngelben Rauchfaden wurde.

Vorbei.

»Das war's«, sagte Suko und atmete auf.

Auch ich war froh darüber. Beide sahen wir, wie das Leuchten an

den Wänden langsam schwächer wurde. Wir hatten hier einen Sieg errungen und wahrscheinlich den alten Fluch dieses Hexenturms für immer gelöscht.

Einer jedoch hatte sein gefährliches Spiel mit den Mächten der Finsternis hart bezahlen müssen.

Es war Harry Goring. Er hockte wie eine Mumie auf dem Boden. Sein Körper war zusammengeschrumpft und schwarz verbrannt.

»Asmodis hat ihn fallen lassen«, sagte Suko mit einer dumpf klingenden Stimme. »Es lohnt sich wirklich nicht, wenn man sich auf seine Seite stellt.« Er schaute die anderen und mich an.

Ich nickte, die übrigen konnten keine Antwort geben, weil sie noch zu sehr unter dem Eindruck des eben Erlebten standen. Das Mädchen war dabei, sich anzuziehen. Es konnte kaum seine Kleidung halten, so sehr zitterte es.

Richtig wohl fühlte ich mich trotzdem nicht. Ich wollte weg hier, denn der Name Wikka stand noch immer wie eine unsichtbare Drohung über uns. Da Suko sich um die Geretteten kümmerte, durchsuchte ich den Turm. Es musste einen Weg geben, der in die Höhe führte. Nicht zum erstenmal befand ich mich in einem Turm, und immer wieder hatte ich erlebt, dass Wendeltreppen vorhanden waren.

Ich sah auch eine. Allerdings konnte man sie nicht mehr benutzen. Irgendwo oberhalb war sie zusammengebrochen, und die Masse an Schutt war bis nach unten gerollt, wo sie den Weg versperrte. Da war nichts zu machen.

Ich drehte mich wieder um. Suko und die vier jungen Leute standen nicht mehr im Turm. Sie hatten ihn verlassen. Ich vernahm von draußen ihre Stimmen. Nur noch die Mumie hockte auf dem Boden.

Mit dem Kreuz fuhr ich an den Wänden entlang, denn ich wollte sichergehen. Sollte sich noch eine Hexenseele innerhalb des Gesteins verborgen halten, so würde sie jetzt ausfahren.

Es tat sich nichts. Die verfluchten Hexen hatten das Gestein verlassen. Das Gemäuer war wieder völlig normal.

Auch ich verließ den Turm und begab mich zu den anderen. Die standen bei ihren Maschinen, und Suko sprach mit ihnen. Er bekam auch Antworten. Sie waren so leise gegeben, dass ich sie kaum verstand.

Der Chinese wandte sich an mich. »Ich habe versucht, eine Erklärung zu bekommen, es ist schwer, der Schock sitzt zu tief.«

»Kann ich verstehen. Aber in diesem Turm werden sich keine Hexen mehr aufhalten.«

»Nein, hier bestimmt nicht.«

»Sondern?« Ich war misstrauisch geworden, weil Sukos Antwort so seltsam geklungen hatte.

»Wir haben das Geheimnis der blutigen Rosen noch immer nicht gelüftet, John!«

Verdammt, da hatte er recht. Den Hexenturm hatten wir von der Geisterplage befreien können, aber die blutigen Rosen gab es nach wie vor.

Ich wandte mich an Dennis, der mir von allen noch den normalsten Eindruck machte. Er hielt das dunkelhäutige Mädchen fest, das sich eng an ihn geschmiegt hatte und zitterte. Wahrscheinlich vor Angst und Kälte.

»Habt ihr euch auch in der Gärtnerei umgeschaut?« wollte ich wissen.

»Nein, Sir. Harry hat uns direkt zum Turm geführt. Hier sollten wir zu Hexendienern werden, damit wir die Rosen verteilen können.«

»Was solltet ihr?« hakte ich nach.

»Wir sollten überall in London die Rosen verteilen. Viele Menschen hätten Blumen bekommen, die sich verwandeln und die Menschen angreifen, damit sie ebenfalls zu Rosen werden, wenn sie gebissen werden. Es ist ein schlimmer Fluch. Dieser Hexenturm war

eigentlich nur Beiwerk, aber wir haben erfahren, dass das Land um den Turm mit dem Blut der alten Hexen getränkt und auch verflucht ist.«

Puh, das war hart, aber keine Überraschung. Ich war sicher, dass uns der härteste Kampf noch bevorstand.

»Wir müssen diese verfluchten Rosen vernichten«, sagte Suko. Er sprach damit das aus, was ich dachte.

»Ihr habt sie nicht gesehen?« wandte ich mich an Dennis.

»Nein, aber sie können ja nur in der Gärtnerei sein.« Er drehte sich ein wenig und streckte den Arm aus, um dort hinüberzudeuten, wo die Gärtnerei lag.

Wenn das so war, konnten wir uns um die jungen Leute nicht mehr kümmern. »Hört zu«, sagte ich. »Der Fluch des Hexenturmes ist gelöscht. Nach menschlichem Ermessen kann nichts mehr passieren. Falls ihr in der Lage seid, zu fahren, dann schwingt euch in die Sättel und fahrt ins nächste Dorf. Wartet dort auf uns, aber zu keinem ein Wort, habt ihr verstanden?«

Sie nickten.

»Dann viel Glück«, sagte ich und machte mich mit Suko auf den Weg. Seltsamerweise dachte ich wieder an Jane Collins. Sie war uns noch nicht über den Weg gelaufen, und ich hatte plötzlich eine schlimme Vorahnung...

Übergroß sah Jane Collins den Strauß vor ihrem Gesicht erscheinen. In Bruchteilen von Sekunden nahm sie den gesamten Schrecken auf, der ihr mit den Blumen entgegengeschleudert wurde.

Da waren die kleinen, aber grauenhaft verzerrten Gesichter mit den aufgerissenen Mäulern, in denen die spitzen Zähne blitzten, um in die Haut des Opfers schlagen zu können. Sie sah auch die bösen Augen, in denen die Vernichtung des Gegners stand, und sie wusste mit erschreckender Deutlichkeit, dass es zu spät war, jetzt eine Kugel

abzufeuern, denn mit ihr hätte sie nicht viel erreichen können. Es gab vielleicht noch eine Chance, das war tatsächlich der kleine Hocker, den Jane in der Hand hielt.

Sie schleuderte ihn herum. Nach rechts wuchtete sie ihren Arm und damit auch den Hocker, der voll in den Rosenstrauß hineinkrachte, Stiele brach und kleine Köpfe zur Seite schmetterte, was Jane allerdings nicht mehr mitbekam, denn sie hatte den Hocker loslassen müssen und rollte sich zur Seite, damit sie aus der unmittelbaren Gefahrenzone geriet. Vor Wut brüllte Gordon Schreiber auf. Auch er hatte gesehen, dass Jane Collins diesen Angriff parieren konnte. Keinem Kopf war es gelungen, seine Zähne in das Gesicht der Detektivin zu schlagen. Wenn die Blumen zubissen, dann in den harten Boden, und dort konnten sie keinen Schaden anrichten.

Jane überrollte sich. Sie wollte auf den Rücken zu liegen kommen, damit sie ein Ziel für ihre Astra fand.

Als sie es geschafft hatte und den Arm hob, war Gordon Schreiber plötzlich über ihr. Er hatte sich buchstäblich langgemacht, seinen Arm ausgestreckt, und es gelang ihm, Janes rechtes Handgelenk zu umklammern. Hart drehte er es zur Seite. Jane Collins kam nicht mehr dazu, einen Schuss abzufeuern. Der andere war so brutal vorgegangen, dass es ihr das Wasser in die Augen trieb.

»Lass los!« keuchte Schreiber, »sonst breche ich dir das Gelenk!« Er drückte und drehte weiter.

Jane riss den Mund auf. Das Gesicht verzerrte sich. Die Augen waren auf einmal übergroß, und sie musste dem Befehl des anderen nachkommen, sonst machte Schreiber die Drohung wahr. Die Astra rutschte aus ihrer Hand und blieb neben ihr, aber unerreichbar für sie liegen.

Das hatte Gordon Schreiber nur gewollt. »Du entkommst mir nicht mehr!« keuchte er, bäumte seinen Oberkörper hoch, winkelte ein Bein an und drückte sein Knie auf Janes Körper, die dem Druck

nichts entgegensetzen hatte und am Boden liegen blieb.

Um den Strauß kümmerte er sich nicht mehr, den ließ er einfach links liegen, jetzt ging es um Jane Collins, seine Feindin. Er wollte sie mit eigenen Händen töten.

Seine Hand suchte ihre Kehle. »Erwürgen und erstechen werde ich dich!« keuchte er in seinem unsagbaren Hass. »Du wirst hier nur als Leiche wegkommen«, und seine Hand fetzte Janes Bluse auf, ohne dass er es bewusst wahrnahm, denn er befand sich in einem wahren Rausch.

»Der Teufel hat mich gezeichnet!« keuchte er. »Der Teufel hat mir die Kraft gegeben. Ich habe den Biss der Schlange überlebt, ich werde auch dich überleben...« Irr lachte er, und seine Augen funkelten in tödlicher Gier.

Jane fühlte die Finger über ihren Körper wandern. Sie näherten sich mit tödlicher Präzision ihrer Kehle. Wenn es dem anderen gelang, sie zu umklammern, war es aus.

Mit der linken Hand stieß Jane zu. Sie hatte auf die Augen des Mannes gezielt. In diesem Moment war ihr alles egal, da kannte sie keine Fairness, denn hier ging es wirklich um ihr Leben. Schreiber zuckte zurück und drehte den Kopf zur Seite, so dass Janes Fingernägel nicht die Augen trafen, sondern an seinen Wangen abrutschten und dort blutige Streifen hinterließen. Dann kam der Schlag. In seiner grenzenlosen Wut hatte Gordon Schreiber zgedroschen, und Jane konnte nicht ausweichen. Sie glaubte, in ihrem Kopf hätte sich ein Gewitter ausgetobt, so rasend schnell breitete sich der Schmerz aus und fuhr in das Nervenzentrum. Dann der Griff. Stahlklammern legten sich um ihre Kehle. Abrupt wurde Jane Collins die Luftzufuhr abgeschnitten.

Schreiber hatte unglaublich viel Kraft. Er beugte seinen Oberkörper nach hinten und hielt den Arm ausgestreckt, wobei die Finger Janes Kehle nicht losließen. Er fand sogar noch die Chance, sich dabei ein

wenig zur Seite zu beugen und das Messer aus dem Toten zu ziehen.

»Meine Waffe!« keuchte er. »Meine Waffe. Sie wird auch dich töten.«

Sein Gesicht verdiente den Ausdruck nicht mehr. Es war schrecklich gezeichnet, auf ihm spiegelten sich die Gefühle wider, die in seinem Innern tobten.

Jane sah die lange Klinge. Noch nahm sie alles deutlich wahr, noch war die Atemnot nicht so schlimm, und sie sah auch die dunklen Blutstreifen, die von der Messerspitze tropften.

Dann fuhr der Arm nach unten.

Wie Jane Collins ihre rechte Hand hochbekam, wusste sie selbst nicht zu sagen, auf jeden Fall hämmerte sie die Handkante seitlich gegen das Gelenk ihres Gegners und brachte das tödliche Messer damit aus seiner Bahn.

Neben Janes Ohr rammte es in den Boden, und Schreibers Kehle entrang sich ein wütender Laut. Damit hatte er nicht gerechnet. Jane musste jetzt schnell sein, sonst war sie verloren, denn noch immer umklammerte Schreibers Linke ihre Kehle.

Durch die vergangene Aktion hatte sich Gordon Schreiber bewegt. Seine Haltung war nicht mehr die gleiche, und Jane Collins hatte ein wenig Spielraum bekommen. Es gelang ihr tatsächlich, das Knie anzuziehen. Als Schreiber das Messer aus dem Boden ziehen wollte, da rammte sie ihr Knie vor, und der Stoß traf genau die Stelle, wo Gordon Schreiber am empfindlichsten war.

Es war wirklich Janes einzige Chance gewesen, sie hätte sonst verloren, und sie bekam mit, wie der ehemalige Konzernchef auf diesen Treffer reagierte.

Er zuckte in die Höhe. Die Nachwirkung musste in seinem Körper wüten, denn er ließ auch Janes Kehle los, um beide Hände vor die getroffene Stelle zu halten. Seinen Kopf hatte er in den Nacken gelegt, das Gesicht war entstellt, aus seinem Mund rann Speichel,

und er stieß Heultöne aus wie ein Wolf.

Jetzt hätte Jane die Gelegenheit gehabt, alles klar zu machen. Doch auch sie war angeschlagen, schwer sogar, denn sie nahm kaum wahr, dass sie wieder frei atmen konnte. Schreibers Gestalt verschwamm vor ihren Augen, als hätte ein Maler ihn mit neblig weißen Farben überpinselt. Jane hatte zudem das Gefühl, ihr Kopf würde zerspringen, und erst als ihr Unterarm gegen das im Boden steckende Messer stieß, da wurde ihr wieder bewusst, in welcher Situation sie sich befand. Plötzlich sah sie klar. Und sie wusste weiterhin, dass sie etwas tun musste, um ihr Leben zu retten, denn Gordon Schreiber würde sich wieder erholen. Es war eine Reflexbewegung, mit der sich die fünf Finger ihrer rechten Hand um den Messergriff schlossen. Hart packte Jane zu. Und dann riss sie mit einem wilden Ruck die scharfe Klinge aus dem Boden. Jetzt hatte sie die Waffe!

Etwas schräg nach links versetzt hockte Gordon Schreiber auf ihr. Er hatte seine Haltung ein wenig verändert, drückte nicht mehr mit vollem Gewicht auf ihren Leib und japste nach Luft. Auf Jane Collins achtete er kaum.

»Da!« schrie Jane, hob ihren rechten Arm erst an und ließ ihn nach vorn schnellen, wobei die Spitze des Messers auf den Körper des Mannes wies und im nächsten Augenblick in ihn hineindrang. Schreiber schien zu erstarren. Jane hatte ihn nicht tödlich getroffen, sondern nur verletzt. Außerdem war Schreiber auch keine tiefe Wunde zugefügt worden, jedoch eine, die schmerzte. Schlimmer sogar als der Kniestöß.

Den hatte Gordon Schreiber plötzlich vergessen. Er bewegte sich zur Seite und presste seine Hand auf die Wunde. Blut sickerte zwischen seinen gespreizten Fingern hervor und nässte seine Kleidung.

»Du!« spie er regelrecht aus. »Du verdammtes...«

Da stach Jane noch einmal zu. Diesmal traf sie nicht, weil

Schreiber sich nach hinten gedrückt hatte und ihn die Klinge so verfehlte. Sie verhakte sich allerdings in seiner Kleidung, und der Messerstoß wurde gebremst. Schreibers Handkante fuhr nach unten.

Zum Glück reagierte Jane richtig. Hätte der Schlag getroffen, wäre ihr ein gebrochenes Gelenk sicher gewesen, so aber ließ sie den Messergriff los, und die Waffe fiel zu Boden.

Schreiber sah die Klinge, überlegte einen Lidschlag lang und griff dann zu.

Da befand sich Janes Fuß schon auf der Reise. Sie hatte das rechte Bein unter Gordon Schreiber wegziehen können und stieß es hart nach vorn.

Der Hexendiener wurde im Gesicht getroffen. Der harte Absatz riss die Lippe auf, aus der kleine Blutstropfen rannen, und Gordon Schreiber wälzte sich zurück und damit von Jane Collins weg. Was sie vor einer halben Minute noch nicht für möglich gehalten hatte, war nun eingetreten. Sie konnte sich wieder frei bewegen. Es war der reine Wille zum Überleben, der Jane Collins die Kraft gab, sich abzustützen und dabei nach links zu drehen. Sie wollte ihre Waffe erreichen, da jedoch fiel ihr Blick auf den Rosenstrauß, der ihr hatte zum Verhängnis werden sollen. Eine Blitzidee strahlte durch ihr Hirn!

Warum sollte sie den Spieß nicht umdrehen?

Gordon Schreiber hatte noch genug mit sich selbst zu tun. Er befand sich zwar nicht mehr am Boden und war hochgekommen, aber er taumelte rückwärts in den Gang zwischen den beiden langen Beeten hinein und fluchte drohend.

Damit konnte er Jane nicht erschrecken, die den makabren Blumenstrauß gepackt hielt. Sie achtete nicht darauf, dass Dornen in ihr Fleisch an den Händen drangen, sie war darauf konzentriert, ihre Aufgabe zu beenden. Nicht alle Rosen waren zu Köpfen geworden. Einige befanden sich noch in einem blutenden Zustand, andere

wiederum sprachen und schrien leise. Jane sah auch den Kopf von Victor, ihn hatte es bei dem ersten Schlag nicht erwischt, als Jane in ihrer Verzweiflung mit dem Hocker zugehauen hatte. Andere jedoch waren zerstört worden. Geknickt die Stengel, die Köpfe verdorrt, nur Asche, mehr nicht. Jane musste sich an der Umzäunung der Beete abstützen, um überhaupt in die Höhe zu kommen. Ein seltsam leichter Taumel hielt sie gepackt. Sie trug noch den Mantel, der offen stand und unter dem die Bluse in Fetzen herabhing.

In der rechten Hand hielt sie den Strauß. Mit der linken stützte sie sich am Beetrand ab, damit sie vor Schwäche nicht umkippte. »Komm her, Schreiber!« knurrte sie tief in ihrer Kehle. »Komm her, du verdammter Bastard...!«

Schreiber hörte ihre Stimme. Er beugte sich nach vorn und schaute sie an. Blut rann aus der Messerwunde, sein Blick war starr geworden, und er blickte Jane Collins entgegen, die langsam näher kam, wobei die Köpfe des Blumenstraußes diesmal auf Gordon Schreiber wiesen. Schreiber öffnete den Mund. In seinen Augen wechselte der Ausdruck. Nicht mehr Wut und Hass standen darin zu lesen, sondern das plötzliche Begreifen. Er wusste genau, was seine Feindin vorhatte. Sie wollte ihn mit den eigenen Waffen schlagen.

»Du«, sagte er. »Du...« Dabei ging er zurück. Es sah wie eine Flucht aus. Mit den Armen schlug er um sich. Die Hände peitschten gegen die Beete, wo noch Nachschub steckte für Wikka und ihn. Doch diese Rosen waren normal, sie hatten sich nicht verändert. Das würde wahrscheinlich in naher Zukunft geschehen, so weit allerdings wollte Jane Collins es nicht mehr kommen lassen.

»Wie du mir, so ich dir!« schrie sie, hatte zuvor alle Kraft gesammelt und hechtete auf ihren Gegner zu. Diesmal hielt sie den rechten Arm ausgestreckt. Schreiber wollte zwar ausweichen, doch der Mittelgang war zu eng, zudem wurde seine Messerwunde zu einem Handicap. Er riss noch den rechten Arm hoch, um sein Gesicht

abzudecken, doch es war zu spät.

Jane Collins prallte in diesem Augenblick gegen ihn, fiel mit ihm zu Boden und rammte ihm dabei die makabren Blumenköpfe voll ins Gesicht...

Beide hatten wir nicht damit gerechnet, dass die Gärtnerei ein so großes Gelände umschloss. Wir eilten am Zaun entlang, der höher war als wir groß.

Der Boden unter unseren Füßen war weich und auch uneben. Scharf fuhr der Wind in unsere Gesichter. Inzwischen hatte er aufgefrischt und bog die Zweige der jenseits des Zauns stehenden Gewächse.

»Hoffentlich rennen wir keinem Phantom nach!« keuchte Suko, und ich schüttelte den Kopf.

Sprechen wollte ich nicht, ich brauchte jedes Quentchen Luft. Wer konnte denn wissen, was uns noch bevorstand.

Wikka und Gordon Schreiber. Zwei Begriffe, zwei mörderische Gegner, wobei uns Schreiber bereits zweimal entkommen war. Ein drittes Mal wollte ich es auf keinen Fall zulassen.

Von den Treibhäusern, wo unserer Meinung nach die höllischen Rosen gezüchtet wurden, sahen wir nichts, weil zu hohe Gewächse jenseits des Zauns die Sicht versperrten.

Als das Feld mit den Bäumen verschwunden war, konnten wir besser sehen.

Da lagen die Treibhäuser. Bleiern glänzten ihre Dächer trotz der Dunkelheit. Hinter den Glaswänden brannte kein Licht. Sie standen dort völlig harmlos, aber in ihrem Innern befand sich eine magische Bombe. Und keine Spur von Jane Collins. Ob sie vielleicht nicht gekommen war? Hatten wir uns nicht verkalkuliert? Damit musste man immer rechnen, denn wer ist schon allwissend von uns Menschen?

Ich blieb stehen, und auch Suko stoppte neben mir seinen Lauf.

»Was ist?« fragte er. »Willst du nicht weiter?«

»Da sind die Treibhäuser.«

Der Chinese wischte über seine Stirn. »Na und? Glaube kaum, dass sich Wikka dort aufhält. Man sieht nichts.«

»Und Schreiber?«

Da wusste Suko auch keine Antwort. Auf jeden Fall wollte ich nicht länger hier stehen bleiben, und da kein Eingang zu finden war, blieb mir nichts anderes übrig, als über den Zaun zu klettern. Ich konnte meine Finger in den Maschendraht verhaken, und es gelang mir auch, die Fußspitzen in die Öffnungen zu klemmen, so dass der Halt einigermaßen gewährleistete war.

Der Zaun bog sich natürlich durch. Durch mein Gewicht kippte er mir entgegen, so dass ich mich wirklich sehr hart festhalten musste. Je höher ich kam, um so schwieriger wurde es.

Suko war mir nicht gefolgt. Er deckte mir gewissermaßen den Rücken. Es war eine zwischen uns eingespielte Vorsichtsmaßnahme, und wie gut sie tat, merkte ich schon bald.

Da ich relativ hoch stand, gelang es mir, über die Gartenanlagen hinwegzuschauen. Im Feld hinter mir, mit den Bäumen bepflanzt, das wir vor kurzer Zeit passiert hatten, tat sich etwas. Ich sah es nur, weil es mein Blick zufällig streifte.

Die Gewächse gerieten in Bewegung. Dort hielt sich jemand verborgen, der langsam zum Vorschein kam und zwischen zwei Bäumen stehen blieb.

Ich befand mich dicht am Ende des Zauns in einer ziemlich bescheidenen Lage und konnte nicht viel unternehmen, aber ich wollte meinen Freund warnen.

»Da ist jemand, Suko!«

»Schon entdeckt!«

Und dann trat dieser jemand vor. Es war Wikka!

Jane Collins vernahm einen gurgelnden Laut, als sie den Blumenstrauß in das Gesicht des Gordon Schreiber presste. Diesmal war er dran, er bekam kaum Luft, die gefährlichen Blütenköpfe mussten auch in seinen Mund gedrungen sein.

Mit dem Hinterkopf war er zu Boden geschlagen, Jane hatte sich allerdings mit der linken Hand an den höher laufenden Beetrand klammern können, so dass sie nicht direkt auf ihren Gegner gefallen war. Als wären die Stiele der Rosen brandheiß, so ließ sie den Strauß los und zog sich zwei Schritte zurück.

Hatte sie es geschafft?

Gordon Schreiber kämpfte verzweifelt. Sein Kopf, der Hals und ein Teil der Brust waren unter dem Blumenstrauß begraben. Nur seine Schultern und natürlich die Arme schauten hervor. Mit den Armen schlug er um sich. Er hieb seine geschlossenen Hände auf den Boden, keuchte und würgte, wollte sich aufrichten und hatte es auch schon zur Hälfte geschafft, als er wieder zurückfiel.

Sollte Jane tatsächlich Erfolg haben? Sie drückte sich die Daumen, zitterte vor Erregung und überwand sich dennoch zurückzulaufen und Schreiber allein zu lassen.

Sie brauchte ihre Waffe, denn ohne die Astra fühlte sie sich in dieser Lage verloren. Jane fand sie noch an der gleichen Stelle liegend, wo sie die Pistole verloren hatte.

Aufatmend nahm sie die Astra an sich. Wenn es Gordon Schreiber gelang, sich zu befreien, dann würde sie schießen. Langsam ging sie zurück.

Als sie einen schwarzen Schalter sah, da ritt sie der Teufel. Bisher hatte sie nur schlecht sehen können, jetzt wollte sie erleben, was geschah und wenn es noch so schlimm war.

Jane machte Licht. Unter der Decke, wo die beiden Schrägen durch einen langen Eisenwinkel gehalten wurden, befanden sich auch die Leuchtstoffröhren, drei waren es insgesamt. Lange Röhren, die zuerst

flackerten, dann ihr kaltes Licht auf die Gewächse warfen und das Treibhaus erhellten.

Wie vor eine Mauer gelaufen, blieb Jane Collins stehen. Sie sah Gordon Schreiber nicht. Er war praktisch verschwunden. Sein Unterkörper und auch seine Beine schauten nicht mehr unter dem gelben Rosenstrauß hervor.

War er geflohen?

Zögernd ging die Detektivin auf die Blumen zu. Und da vernahm sie die Schreie. Unendlich leise, allerdings voller Qual steckend und somit alle Schmerzen der Welt ausdrückend. Janes Augen wurden groß, als sie plötzlich begriff.

Ihr Plan war voll aufgegangen.

Die makabren Blumenköpfe hatten den ehemaligen Konzernchef gebissen und bei ihm eine Verwandlung eingeleitet. Das dämonische Erbe uralter Hexen machte auch vor Gordon Schreiber nicht Halt. Der Keim des Bösen war gesät, und er breitete sich aus. Sekundenlang war Jane Collins einfach nicht in der Lage, sich zu rühren. Sie konnte nur auf den Rosenstrauch schauen. Ihre Lippen formten Worte, die sie selbst nicht begriff, und tief in ihrer Kehle wurde das trockene Schluchzen geboren, das abgehackt zwischen ihren Lippen hervordrang.

Endlich löste sie sich aus ihrer Erstarrung, bückte sich, zuckte aber zurück, weil das Vorhaben ihr auf einmal zu gefährlich erschien. Sie nahm ein am Boden liegendes Bastrohr auf, drehte es und stieß damit die Rosen zur Seite.

Jetzt war ihr alles egal, sie wollte Schreiber sehen. Es waren nur noch fünf gelbe Rosen übriggeblieben. Die anderen hatten die Wucht des Aufpralls nicht überstanden. Ihre Stiele waren geknickt. Eine Rose blutete, während die anderen verzerrte Gesichter zeigten. Jane schob die Blume, die so stark blutete, ein wenig zur Seite, um sie zu beobachten. Das Blut quoll aus dem Kelch, lief über den Rand, um

irgendwo im Boden zu versickern, da es genügend kleine Spalten gab, wo es Einlass finden konnte.

Auf einmal hörte das Bluten auf. Damit allerdings war das Grauen nicht beendet, denn nun machte die Rose die zweite Veränderung durch. Ihre Blütenblätter gerieten in Bewegung, als würden unsichtbare Hände sie formen, und sie modellierten aus der Blüte ein Gesicht. Schreibers Gesicht!

Die Farbe Gelb dominierte nicht mehr. Die Haut hatte eine blasse, bleich wirkende Tönung angenommen, aber das Gesicht konnte Jane erkennen. Es zeigte haargenau Gordon Schreibers Züge. Da war jede einzelne Falte vorhanden, nur in einer starken Verkleinerung Tief atmete Jane ein. Sie musste sich zusammenreißen, um nicht wegzulaufen, aber dies hier war auch eine Minute des endgültigen Sieges. Gordon Schreiber hatte sie töten wollen, sie war schneller gewesen und konnte mit viel Glück den Spieß umdrehen. Schreiber öffnete den Mund. Deutlich merkte Jane ihm an, dass er Angst hatte. Das musste er auch, denn die Detektivin hatte die Astra gesenkt, so dass das dunkle Mündungsloch auf den kleinen Kopf wies. Ihr Finger umklammerte den Abzug. Sie konnte Gordon Schreiber nicht am Leben lassen, ihr Zorn, ja, es war schon Hass auf ihn, war einfach zu groß. Sie musste es tun.

Da hörte sie vor sich das Splittern. Ungefähr dort, wo sich auch der Eingang befinden musste, sah sie eine Bewegung. Sofort stand Jane wieder unter Strom, drehte sich und zielte dahin, wo plötzlich eine Gestalt erschien...

Gegenüber gestanden hatte ich der Hexe schon. Allerdings nicht in einer so bescheidenen Lage. Wie ein Klammeraffe hing ich am oberen Rand des Zauns. An meine Waffen konnte ich so schnell nicht heran, denn ich hätte zumindest eine Hand lösen müssen und wäre gefallen. Wie erstarrt standen wir beide und schauten uns an. Wikka

und ich. Zwei Gegner - zwei Feinde!

Ich glaubte sogar, sie lächeln zu sehen. Es konnte allerdings eine Täuschung sein, weil die graue Dunkelheit die Konturen zu sehr verzerrte.

»Keine Panik, John!« hörte ich Sukos Stimme. »Sie kriegt dich nicht!«

Ich gab keine Antwort, sondern achtete darauf, was die Hexe mir sagte: Es klang nicht nur nach einem Rückzieher, es war auch einer.

»Diesmal hast du tatsächlich gewonnen, John Sinclair. Beim nächsten Mal wird es anders!«

Bevor ich etwas erwidern konnte, war die Gestalt in der langen, dunkel schimmernden Kutte und dem Sigill des Satans darauf verschwunden. Aufgelöst wie ein Nebelstreif unter der wärmenden Sonne. Sie hatte eingesehen, dass sie keinen Sieg mehr erringen konnte, denn zu viele ihrer Diener waren vernichtet worden.

Aber aufgegeben hatte sie nicht. Nein, nicht Wikka. Sie würde irgendeine neue Teufelei ausbrüten. Als oberste aller Hexen war sie dies ihrem Ruf einfach schuldig.

»Willst du noch lange da hocken bleiben?« fragte mich mein chinesischer Freund und Kollege.

»Nein«, erwiderte ich und sprang auf der anderen Seite des Zauns nach unten.

In diesem Augenblick strahlte in einem der beiden Treibhäuser Licht auf!

Jane war mit ihren Nerven so am Ende, dass sie fast abgedrückt hätte. Ich bemerkte dies im letzten Augenblick und rief: »Nicht schießen!«

»John!« Sie schrie meinen Namen. Ihr rechter Arm sank nach unten, und sie taumelte zur Seite.

Mit ein paar gewaltigen Sprüngen war ich bei ihr, während Suko

langsamer folgte. Wir hatten eine Scheibe einschlagen müssen, um uns Eintritt zu verschaffen, denn erst lange zu suchen hatte keinen Sinn. Die Zeit war zu knapp gewesen.

»Alles okay?« fragte ich.

Jane Collins nickte, weil sie nicht mehr sprechen konnte. Sie zitterte am gesamten Körper. Dieser Reaktion nach zu urteilen, musste sie Schreckliches hinter sich haben.

»Fast wäre es zu spät gewesen«, flüsterte sie.

»Wieso?«

»Lass mich mal.« Jane befreite sich aus meinem Griff und deutete nach unten.

Dort lagen zahlreiche Blumen. Manche noch mit Köpfen versehen. Grässliche, alte Gesichter, wie ich sie schon bei dem Strauß gesehen hatte, der in meinem Wagen lag. Aber ein Gesicht kannte ich.

»Gordon Schreiber!« sagte Suko knirschend. Er stand mir gegenüber und schaute ebenfalls auf die makabre Blume.

»Ja« hauchte Jane, »er ist es...«

»Du hast es geschafft?« wollte ich wissen.

Sie nickte. »Frag mich nicht, wie, John. Er wollte mich umbringen. Es war schrecklich, wirklich... ich... hätte es fast nicht überlebt.«

»Das kann ich mir denken«, erwiderte ich und nickte Suko zu. Mein Partner verstand. Wir konnten die unheimlichen Blumen nicht am Leben lassen. Es war kein normales, menschliches Leben, sondern ein dämonisches. Sie würden eine Gefahr für die Menschheit darstellen, deshalb mussten wir sie vernichten.

Der Chinese hielt seine Peitsche schon bereit. »Geht etwas zur Seite«, sagte er.

Das taten wir auch. Jane drehte ihren Kopf so, dass sie nicht hinzuschauen brauchte. Ich aber blickte auf die makabre Rose. Ja, das war Gordon Schreiber. Obwohl mit verkleinertem Gesicht, konnte ich jede Einzelheit erkennen. Ich sah die Angst, das stumme

Entsetzen, aber auch den Hass auf uns, der sich in seinen Zügen ausbreitete. Vielleicht gab das den Ausschlag, denn Suko schlug ungemein wuchtig zu.

Die drei Riemen der Peitsche trafen genau. Es fällt mir nicht leicht, hier von einem Bilderbuchhieb zu sprechen, aber das war er nun einmal. Der kleine Kopf zerplatzte förmlich vor unseren Augen. Ein grünlich blasser Rosenstiel war alles, was noch an den einst so mächtigen Gordon Schreiber erinnerte. Suko vernichtete auch noch die anderen Blumen. Dann gingen wir, wobei wir Jane Collins stützen mussten. Sie war zu erschöpft, um allein laufen zu können.

Mr. Goring fiel aus allen Wolken, als er erfuhr, was geschehen war. Er trauerte besonders stark um seinen Sohn, der ein Opfer dieser Hexenplage geworden war, wie Jack Adrian, der auch auf Schreibers Konto ging. Ihn holte niemand mehr ins Leben zurück, doch die Weißen Engel versprachen uns, die Organisation in seinem Sinne weiterzuführen. Und das fanden wir gut.

Ich erfuhr auch, dass Harry Goring mir die Rose auf das Auto geworfen hatte. Wahrscheinlich sollte er Jane beobachten und hatte mich zwangsläufig dabei gesehen. Eine andere Erklärung gab es für uns nicht. Dass er mich mit seiner Tat auf die Spur der White Angels gebracht hatte, war ein nicht einkalkulierter Patzer gewesen. Da wir nicht wussten, wie viele Blumen von dem magischen Keim infiziert worden waren, ließ Goring seine gelben Rosen vernichten. Sie verbrannten in einer wahren Flammenhölle.

Damit war für uns dieser makabre Fall endgültig vorbei...

ENDE

[1] Siehe John Sinclair Taschenbuch Nr. 73 008 »Die Seelenburg«

[2] Siehe John Sinclair Taschenbuch Nr. 73 013 »Hexenwahn«

[3] Siehe John Sinclair Taschenbuch Nr. 73 013 »Hexenwahn«